

van der Lee und Oskar Reichmann. The Hague/Paris 1973, 40—65. (JL Sma 174).]

Troeltsch, Ernst, Der Historismus und seine Probleme. Erstes Buch: Das logische Problem der Geschichtsphilosophie. Tübingen 1922.

von Wartburg, Wilhelm, Betrachtungen über das Verhältnis von historischer und deskriptiver Sprachbetrachtung. In: *Mélanges*: Charles Bally. Genève 1939.

Weinreich, Uriel/William Labov/M. Herzog, Empirical Foundations for a Theory of Language Change. In: *Directions for Historical linguistics. A Symposium*. Ed.

by W. P. Lehmann and Y. Malkiel. Austin/London 1968, 95—195.

Wellmann, Hans, Sprachgeschichtsschreibung und Historische Grammatik. In: *WW 22*, 1972, 199 ff.

Whitney, William Dwight, Die Sprachwissenschaft. Vorlesungen über die Prinzipien der vergleichenden Sprachforschung. München 1874.

Zwirner, Eberhard, Zur Herkunft und Funktion des Begriffspaares Synchronie-Diachronie. In: Hugo Moser (Hrsg.) 1969, 30—51.

Ludwig Jäger, Aachen

46. Allgemeine Aspekte einer Theorie des Sprachwandels

1. Sprachwandel und Sprachwandeltheorie
2. Abgrenzung der Objektbereiche
3. Herausbildung sprachlicher Neuerungen
4. Ausbreitung sprachlicher Neuerungen (Generalisierung)
5. Literatur (in Auswahl)

1. Sprachwandel und Sprachwandeltheorie

In der gegenwärtigen Diskussion gibt es keine eindeutige Terminologie zur Bezeichnung der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Phänomen des Sprachwandels. Folgende Bezeichnungen werden verwendet: *Theorie des Sprachwandels*, *Theorie der Sprachgeschichte*, *Sprachgeschichte*, *Historiolinguistik*, *Theorie der Sprachentwicklung*, *Theorie der Sprachveränderung*, *historische Sprachwissenschaft*, *dynamische Sprachwissenschaft*, *Diachronie*, *innere Diachronie*, *äußere Diachronie*, *Theorie der Diachronie*. Die erste begriffliche Differenzierung, die beachtet werden sollte, ist die zwischen dem Objekt der Forschung und der wissenschaftlichen Theorie darüber. Sprachgeschichte und Sprachveränderung sind ebenso wie Diachronie, Sprachwandel, Sprachevolution und Sprachentwicklung Bezeichnungen für den Gegenstandsbereich der Theorie. *Historiolinguistik*, *diachronische Sprachwissenschaft*, *Theorie des Sprachwandels* usw. bezeichnen wissenschaftliche Fragestellungen, Methoden und Theorien.

Die zweite begriffliche Differenzierung hängt eng mit der Frage zusammen, ob es eine Theorie der Sprachgeschichte gibt, die von der Sprachwandeltheorie unterschieden werden muß. Hier findet sich bei einigen Wissenschaftlern (Isenberg 1965) eine Konzeption, bei der die Theorie

der Sprachgeschichte bzw. die Historiolinguistik, zwei Teilbereiche umfaßt, nämlich die Erforschung der Historizität der Sprache, also die Sprachgeschichte im engeren Sinn, und daneben die Erforschung der in der Historizität gegebenen Grundeigenschaften der Sprache, also die Prinzipien der Sprachgeschichte. Boretzky spricht von *innerer Diachronie (Sprachwandel)* und *äußerer Diachronie (Sprachgeschichte)* (1977, 38 f.), die beide Gegenstand der historischen Sprachwissenschaft sind. Doch hatte dies schon Hermann Paul in seinem Buch 'Prinzipien der Sprachgeschichte' geleugnet. Nach Paul können aus der Sprachgeschichte der einzelnen Sprachen allgemeine, d. h. übereinzelsprachliche Prinzipien für die Veränderung, den Wandel von Sprachen abgeleitet werden (1920, 1—6). Diese 'sprachhistorischen Prinzipien' sind Gegenstand der Sprachwandeltheorie. Auch Coseriu trennt die Sprachgeschichte, die die historischen Probleme der Einzelsprache behandelt, von der Sprachwandeltheorie, die das rationale und das generelle Problem sprachlicher Veränderungen behandelt (1958/1974). Es scheint daher zweckmäßig zu sein, Sprachgeschichte als einzelsprachliche Sprachentwicklung von einer übereinzelsprachlichen Theorie des Sprachwandels zu unterscheiden. Eine rein einzelsprachliche Theorie der Sprachgeschichte existiert dann nicht. *Historische Sprachwissenschaft*, *historische Linguistik*, *Historiolinguistik* usw. sind andere Bezeichnungen für Sprachwandeltheorie.

Im Sinne einer weiteren begrifflichen Klärung können aus dem Bezeichnungsfeld die eng an die strukturalistische Theorie gebundenen Begriffe 'Diachronie', 'innere Diachronie' oder 'Theorie der Diachronie' ausgeschieden werden. Diese Begriffe sind gemeinsam mit dem Synchronie-Begriff in verschiedenen Schulen der

strukturellen Linguistik definiert und sollten nur in entsprechenden systematischen Zusammenhängen gebraucht werden. Beim Terminus 'evolutive Sprachwissenschaft' spielt der Evolutionsgedanke eine Rolle, der ebenfalls eine bestimmte Sprachwandeltheorie impliziert, auf die unten noch eingegangen wird. 'Historiolinguistik' und 'historische Sprachwissenschaft' gliedern jenen Teilbereich aus der Sprachwandeltheorie aus, der gerade heute besonders im Blickfeld der Forschung liegt: den Sprachwandel, der sich in der Gegenwart 'in statu nascendi' beobachten läßt, der aber (noch) nicht zur 'Geschichte' der Sprache gerechnet werden kann. 'Dynamische Sprachwissenschaft' ist ein Begriff, der mehr bezeichnet als eine Theorie des Sprachwandels und der etwa als Oberbegriff für eine Sprachwandeltheorie und eine Theorie der Sprachvariabilität verwendet werden könnte. Es bleibt nach Ausgliederung dieser Bezeichnungen ein Feld von weitgehend synonymen Termini für die wissenschaftliche Erfassung sprachlichen Wandels: *Sprachwandeltheorie*, *Sprachveränderungstheorie*, *Theorie des Sprachwandels*.

2. Abgrenzung der Objektbereiche

2.1. Identität, Kontinuität und Wandel

Mit dem Phänomen des Wandels ist auch das Problem der Identität von Sprache gegeben. Nur wenn für eine Varietät so etwas wie eine Identität innerhalb der Geschichte und im Raum besteht, kann man von Wandel dieser Varietät sprechen. Dabei sind die allgemeinen Identitätsbedingungen (Lüdtke 1980 a, 4; Boretzky 1977, 63 ff.) der Raumkonstanz und der Merkmalkonstanz auf Sprache nicht ohne weiteres zu übertragen. Die Raumkonstanz fehlt immer dann, wenn in der Ge-

schichte der Sprachgemeinschaft größere Wanderungsbewegungen angenommen werden müssen. Merkmalkonstanz ist sogar prinzipiell immer nur teilweise vorhanden, da sich der Wandel gerade in der Veränderung einiger Merkmale der Sprache zeigt. An die Stelle der Identität tritt im Zusammenhang mit dem Sprachwandel die linguistische Ähnlichkeit, die Verwandtschaft bzw. die Kontinuität von zeitlich aufeinanderfolgenden Ausformungen von Sprachvarietäten. Diese muß jedoch bei fehlender Raumkonstanz gegebenenfalls im historischen Prozeß in jedem einzelnen Fall nachgewiesen werden. Kontinuität ist die Quasi-Identität über eine bestimmte Zeitspanne hinweg. In erster Linie wird dabei die Kontinuität des Funktionierens einer Sprache in einer sich wandelnden historischen Sprachgemeinschaft durch die Wei-

terführung der Kommunikationstätigkeit über die Generationen hinweg sichergestellt. H. Lüdtke spricht hier von Stafettenkontinuität (1980 a, 4). Hinzutreten muß jedoch — insbesondere in Sprachgemeinschaften von einer Größe, die den individuellen Erfahrungsraum erheblich überschreiten — auch auf der Reflexionsebene eine Vorstellung von einer Sprachvarietät, die sich von anderen deutlich abhebt und gegebenenfalls auch Objekt von Bewertungsprozessen ist.

Im Verlauf von sprachhistorischen Entwicklungen ist es immer wieder zu Kontinuitätskrisen von Sprachvarietäten gekommen, die häufig auch zu einer Unterbrechung der Kontinuität und einem Identitätszerfall von Sprachvarietäten geführt haben. Dabei lassen sich in erster Linie drei unterschiedliche Entwicklungsformen von sprachlichen Kontinuitätskrisen bzw. -brüchen unterscheiden:

Erstens die Varietätenersetzung, die etwa im omd. Raum in der frühen Neuzeit bei der Ablösung der sorb. durch die dt. Sprachgemeinschaft abgelaufen ist. Derartige Entwicklungen begleiten normalerweise die Standardisierungsprozesse, wenn sich innerhalb einer historischen Gemeinschaft eine bestimmte Varietät gegen viele andere ursprünglich konkurrierende Varietäten durchsetzt. Zweitens kommt im Zusammenhang mit Kontinuitätskrisen in Sprachgemeinschaften auch der Varietätenzusammenfall vor, wie man ihn etwa zwischen dem Norman. und dem Ags. nach der Eroberung Englands durch die Normannen 1066 beobachten kann. Aber auch den Entstehungsprozeß der dt. Standardsprache hat etwa Werner Besch als einen Varietätenzusammenfall von omd. und ofr./oobd. Merkmalen in einer Schriftsprache beschrieben. Die dabei entstandene neue Varietät gewinnt im 15./16. Jahrhundert als 'Gemeines Deutsch' und später dann als 'Lutherdeutsch' eigene Identität, während die Ausgangsvarietäten als Dialekte aus der Entwicklung ausscheiden. Ein dritter Typ von Identitätskrise von Varietäten im Zuge sprachhistorischer bzw. allgemein historischer Entwicklungen ist die Varietätenspaltung, wie sie sich in der europäischen Sprachgeschichte etwa in dem in der Spätantike einsetzenden Zerfall des Lat. in unterschiedliche rom. Sprachen zeigt.

2.2. Sprachwandel und Sprachtheorie

Für die Abgrenzung der beiden häufig in unklarem Verhältnis zueinander gebrauchten Begriffe 'Sprachwandel' und 'Sprachtheorie' hat Coseriu einen tragfähigen Vorschlag gemacht. Er trennt das Gesamtgebiet der Wissenschaft von den sprachlichen Veränderungen in drei Problemkreise: das rationale Problem — warum Sprache

sich überhaupt ändert — das generelle Problem — wie Sprachen sich allgemein ändern — und das historische Problem — wie eine Sprache sich über die Zeiten hinweg verändert hat (Coseriu 1958/1974, 56 f.). Der eigentliche Objektbereich der Sprachwandeltheorie liegt im generellen Problem, der der Sprachgeschichte im historischen Problem. Sprachgeschichte ist daher teilweise die Datenbasis für Sprachwandeltheorie.

Mit dem ersten der von Coseriu unterschiedenen Problemkreise, dem rationalen Problem, ist die zentrale Frage nach dem Standort des Sprachwandels innerhalb der Sprachtheorie angesprochen. Während in Sprachtheorien wie denen von Wilhelm von Humboldt (1836) oder Hermann Paul (1920) der Sprachwandel eine bedeutsame und bei Paul sogar *die* zentrale Position hatte, da für Paul die historischen Beziehungen zwischen den Zeichen gerade den Charakter der Sprachtheorie begründeten, tritt der Sprachwandel im Strukturalismus in den Randbereich der Sprachtheorie, die sich mit der Strukturiertheit der synchronen Systeme beschäftigt. Die Prager Strukturalisten und André Martinet suchen der Sprachtheorie den Sprachwandel mit einer Zusatztheorie anzufügen (Jakobson 1931, Martinet 1955/1981). Dabei gehen sie ähnliche Wege wie der amerikanische Strukturalismus bei dem Versuch der Berücksichtigung der Variabilität durch das Konzept der 'overall patterns' (Trager/Smith 1951) oder 'Diasysteme' (Weinreich 1953). Auch die generative Theorie bedarf einer theoretisch problematischen Ausweitung, will sie Sprachwandelvorgänge integrieren (Mayerthaler 1984). Sie greift dabei auf schon bei Paul (Paul 1920, 62 f.) verwendete Überlegungen zur Rolle des Sprachübergangs von der Eltern- auf die Kindergeneration bei sprachlichen Wandelvorgängen zurück (King 1969, Kiparsky 1975, 262 f., Bartsch/Vennemann 1982, 145—186). In strikter Abgrenzung von diesen Ansätzen plädiert Coseriu ebenso wie der aus der amerikanischen Tradition kommende Labov (Weinreich/Labov/Herzog 1968, Labov 1994) für eine Integration von Sprachwandel in das Zentrum der Sprachtheorie, wobei für beide die gesellschaftlich und situativ gesteuerten Kommunikationsbedürfnisse des einzelnen bzw. (bei Labov eher) einzelner sozialer Gruppen das organisierende Prinzip darstellen für die Bildung sprachlicher Funktions- und Normsysteme (vgl. Milroy 1992). Ein allgemein akzeptiertes Konzept für eine derart komplexe und vielschichtige Sprachtheorie zeichnet sich jedoch in der Sprachtheoriediskussion noch nicht ab (Lass 1980, Quasthoff 1975, Schnelle 1976, Keller 1990, 94). Das

zeigt sich einmal daran, daß eine Reihe von sprachwandeltheoretischen Ansätzen sich ausschließlich auf einen Teilbereich der ablaufenden Veränderungen konzentriert. So klammert etwa die Wandeltheorie von Keller (1990, 1994) die lautlichen Bereiche weitgehend aus ihren Überlegungen aus. Und auch der prinzipiell sehr anregende Forschungsansatz von Helmut Lüdtkke (1980) beschäftigt sich praktisch nur mit den von ihm als 'A-Wandel' bezeichneten innersprachlichen Veränderungen, während der sozio-kulturell fundierte 'A-Wandel' ausgespart bleibt. Andere sprachwandeltheoretische Theorieansätze nehmen zwar das Gesamtproblem in den Blick, beschränken sich aber auf eine isolierte Diskussion einzelner relativ unverbunden bleibender Problembereiche. So diskutiert etwa von Polenz (1991) die vier Bereiche Ökonomie, Innovation, Variation und Evolution als Grundbegriffe der Sprachentwicklung, deren innerer Zusammenhang jedoch nicht thematisiert wird. Große internationale Wirkung hat die Zusammenstellung der fünf zentralen sprachwandeltheoretischen Problemstellungen durch William Labov gehabt (vgl. MacMahon 1994). Labov unterscheidet (Weinreich/Labov/Herzog 1968, 184—186) zwischen dem 'constraints-problem', dem 'transition-problem', dem 'embedding-problem', dem 'evaluation-problem' und dem 'actuation-problem'. Damit sind zentrale Bausteine einer Sprachwandeltheorie thematisiert: die allgemeinen strukturellen Bedingungen für innersystematischen Wandel, der Prozeß des Übergangs mit seinen Zwischenschritten, die Einbettung einer Neuerung in einen sprachsystematischen und auch in einen soziolinguistischen Rahmen, die Rolle der Bewertung der Varianten für ihre Durchsetzung und auch das Problem des Auslösers für einen Wandelprozeß. Es fehlen jedoch Überlegungen zu dem theoretischen Zusammenhang zwischen diesen Problembereichen.

2.3. Variabilität und Wandel

In fast allen modernen Sprachwandeltheorien geht man davon aus, daß die Variabilität der Sprache die Grundlage und die Varianten das Reservoir für Sprachwandelvorgänge darstellen. So unterscheidet Haas (Art. 51) etwa zwischen einer Theorie der Innovation, einer Theorie der Neuerungsentstehung und einer Theorie der Neuerungsausbreitung, die die drei zentralen Teiltheorien der Sprachwandeltheorie bilden. Dabei erfaßt die Theorie der Innovation alle empirisch feststellbaren Wandlungstendenzen. Man kann jedoch davon ausgehen, daß die meisten empirisch feststellbaren Varianten auf den verschiedenen Ebenen der Sprache nie in irgendei-

nen dauerhaften Sprachwandelprozeß involviert sind. Es stellt sich daher die Frage, ob man eine Theorie der Innovation — oder wohl besser der 'Variation' — nicht aus dem Bereich der Sprachwandeltheorie ausgliedern sollte und sich auf die Selektion von Neuerungen aus dem Variantenreservoir und auf die Neuerungsausbreitung bzw. die Generalisierung beschränken sollte. Das erscheint unter anderem auch deswegen sinnvoll, weil zwar die meisten, aber eben nicht alle Sprachveränderungstypen auf Auswahlprozesse im Variantenreservoir der Varietät zurückführbar sind. Zumindest die etwa von Rudi Keller (1984) herausgearbeitete sog. 'intentionale Sprachveränderungshandlung', d. h. eine varietätenverändernde Maßnahme, die von den Sprechern bewußt mit der Intention, die Varietät auf Dauer zu ändern, unternommen wird, stellt keine Auswahl aus einem Variantenreservoir von sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten dar.

Aber auch die innersystematisch motivierten Sprachveränderungsprozesse, so etwa die phonologische Motivation, im System bestimmte Kontraste zu erhalten oder auszubauen und die Motivation, bestimmte phonologische und morphologische Regularisierungen vorzunehmen, also die analogische Motivation (Bartsch/Vennemann 1982, 152), sind von vornherein auf ein bestimmtes Ziel einer dauerhaften Sprachveränderung gerichtet und gehören daher nicht in das ungerichtete Reservoir von Varianten, das Gegenstand einer Variationstheorie sein sollte. Zentraler Gegenstand einer Theorie der Variation als Vortheorie einer Sprachwandeltheorie sind die verschiedenen Typen von Varianten, die im Vollzug der kommunikativen Tätigkeit entstehen. Wir unterscheiden hier mit Lüdtke (1980 a) zwischen zwei unterschiedlichen Variantengruppen, deren Existenz und Entstehung rückgebunden werden kann an zwei unterschiedliche Seinsweisen von Sprache: die Sprache als physikalisch-biologisches bzw. als Naturphänomen und die Sprache als historisch gewordenen kulturelles Artefakt (vgl. dazu Keller 1990, Lüdtke 1980 a).

Zu der ersten Gruppe gehören alle Sprachvarianten, die sich im artikulatorisch-perzeptiven Vollzug von sprachlichem Handeln bilden. Auf welche Weise in diesem Bereich universelle irreversible Prozesse zu nicht zufälligen, sondern immer wieder auftretenden Varianten führen und auf welche Weise diese Varianten eine Entwicklungsrichtung auf einen bestimmten Sprachwandel hin annehmen, das hat etwa Lüdtke (1980) beschrieben. Er geht von einem allgemeinen Reduktionsprozeß aus, in dessen Verlauf prinzipiell jede Artikulation je nach Sprechtempo und Energieaufwand dadurch reduziert wird, daß das arti-

kulationsenergetische Maximum des jeweiligen Realisierungsprogramms für die Aussprache eines im Sprachwissen vorhandenen Lautbildes (target) nur selten erreicht wird. Abstriche von den artikulatorischen Zielvorgaben des Lautbildes sind wegen der Redundanzen im Gesamtprozeß zumindest bis zu einem gewissen Grade möglich. Bei diesem Reduktionsprozeß haben wir es mit einem universellen Vorgang zu tun, der bei geeigneten artikulatorisch-perzeptiven Gegebenheiten automatisch abläuft. Jedoch ist zu bedenken, daß dieser Prozeß innerhalb einer Sprachgemeinschaft oder im Sprachwissen des Einzelsprechers in jeder Varietät unterschiedliche distributionelle oder akzentuelle Rahmenbedingungen vorfindet, so daß jede Varietät im Grunde trotz der gleichartigen zugrundeliegenden Entwicklungen völlig unterschiedliche Wandelergebnisse aufweisen wird.

Intonationsstruktur, Wortstellungsstruktur und satzintonatorische Gegebenheiten, aber auch die unterschiedlichen Frequenzen der Laut- und Formenklassen, die Platzfixierung von Wörtern im Satz und ähnliches mehr führen dazu, daß der skizzierte universelle Variantenbildungsprozeß zu unterschiedlichen einzelsprachlichen Ergebnissen führt. Hier wird zugleich auch deutlich, daß eine eindeutige Trennung zwischen einer Theorie der Variation und einer Theorie der Neuerung nicht immer möglich ist, beschreibt die Lüdtke-Theorie doch sowohl die ungerichtete Variantenentstehung im Rahmen der artikulatorisch-perzeptiven Tätigkeit der Sprecher als auch die Ausrichtung dieser Varianten auf ein bestimmtes irreversibles einzelsprachliches Wandlungsziel.

Entwicklungen von vergleichbarer Bedeutung sind etwa die Koartikulation, d. h. die Beeinflussung und quantitative bzw. qualitative Veränderung der Artikulation eines Lautes unter dem Einfluß des Vor- bzw. Nachkontextes (Menzelath/de Lacerda 1933) und wahrscheinlich auch die auf Prinzipien der Verdeutlichung bzw. der Minimierung von Artikulationsaufwand aufbauenden Überlegungen zur natürlichen Phonologie (Auer 1991). All diese Entwicklungen setzen zwar grundsätzlich auf der Lautebene an, Bartsch/Vennemann haben jedoch gezeigt (1982, 161), daß derartige Entwicklungen bis weit in den morphologisch-syntaktischen Bereich Auswirkungen haben können.

Von ganz anderer Art als die während des artikulatorisch-perzeptiven Prozesses entstehenden Variantentypen sind diejenigen, die mit der Sprachverwendung als soziokommunikativem und letztlich sozialem Handeln in Zusammenhang gebracht werden können (vgl. von Polenz

1991, 37 f.). Das Sprachhandeln, das hier als Ausgangspunkt angenommen wird, besteht prinzipiell in einer Anwendung von im Sprachwissen vorliegenden Sprachhandlungsmustern für die verschiedenen Ebenen. Das Repertoire von Sprachhandlungsmustern, aus dem ein Sprecher schöpft, ist erworben durch Spracherziehung und durch Spracherfahrung. Die Wahl des angemessenen Sprachhandlungsmusters erfolgt in einem willkürlich oder routiniert ablaufenden Prozeß, wobei sich der Sprecher/Hörer an der jeweils vorgegebenen kommunikativen Intention und einer Reihe von pragmatischen Rahmenbedingungen wie etwa Situationstyp, Partnerbezug usw. orientiert. Bis zu diesem Punkt bietet der skizzierte Prozeß noch keinen Ansatzpunkt für die Herausbildung von Varianten zu den im Sprachwissen vorhandenen Sprachhandlungsmustern. Doch basiert die jeweils situations- und intentionsangemessene Auswahl von Sprachformen immer auf einem Vergleich zwischen der jeweils neuen Kommunikationssituation und den gleichfalls im Sprachwissen gespeicherten situativ-pragmatischen Verwendungsbedingungen des Sprachhandlungsmusters. Da hier prinzipiell keine völlige Übereinstimmung, sondern nur eine ausreichende Ähnlichkeit vorliegen wird, stellt die Aktivierung von im Sprachwissen gespeicherten Sprachhandlungsmustern eine Quelle für Variabilität dar. Denn die jeweils erneute Verwendung eines Sprachhandlungsmusters verändert zugleich im Zuge eines Re-Definierungsprozesses die erlernten bzw. erworbenen Sprachhandlungsmuster und damit das Sprachwissen des Sprechers. Auf diesen Überlegungen basieren etwa die Ansätze einer pragmatischen Theorie des Bedeutungswandels (Fritz 1985). Zugleich werden hier jedoch auch ausdrucksseitig Varianten erzeugt, indem der Sprecher nicht nur die vorhandenen Sprachmuster aktiviert, sondern auch variiert und weiterentwickelt, wenn er für die jeweils aktuelle Sprachhandlungskonstellation kein geeignetes Sprachmuster in seinem Sprachwissen vorfindet. Die aktivierten Potentiale sprachlicher Kreativität schießen oftmals sogar über die Grenzen der Sprachnorm hinaus, so etwa die neuartigen und äußerst originellen inzwischen in das deutsche Standardrepertoire übernommenen Sprachverhaltensformen der Werbe- oder der Jugendsprache (Androutsopoulos 1998, von Polenz 1991).

Die Verwendung von Sprache in den alltäglichen Konstellationen des kommunikativen Handelns bildet also einen zweiten zentralen Ansatzpunkt für die Ausbildung sowohl ausdrucksseitiger als auch semantischer Varianten. Dabei ist das Gros der auf diese Weise entstehenden neuen

Ausdruckseinheiten wohl nicht auf die Kreativität der Sprecher und die Ausbildung neuer Ausdrucksformen zurückzuführen, sondern auf den wahrscheinlich in diesem Zusammenhang bedeutsameren Prozeß der Entlehnung sprachlicher Ausdrucksmöglichkeiten aus mehr oder weniger benachbarten Sprachvarietäten, die ebenfalls im Sprachwissen zur Verfügung stehen. Neben echte kommunikativ funktionale Varianten tritt der Komplex der kontaktinduzierten Varianten. Beide Variationstypen dienen der Flexibilisierung der jeweils im Sprachwissen vorhandenen Ausdrucksmöglichkeiten, so daß eine Anpassung an immer neue Kommunikationsanforderungen möglich wird.

Wichtig ist es jedoch, darauf hinzuweisen, daß alle diese Prozesse der Ausbildung von kommunikativen und kontaktinduzierten Varianten im Zuge des sprachlichen Handelns keinerlei Bedeutung für die Beschreibung von Sprachwandel haben. Prinzipiell können nach dem skizzierten Muster Sprachvarianten in jeglicher Richtung entstehen, wie das etwa für den Lautwandel in dem berühmten Bild Hermann Pauls von der Schießscheibe veranschaulicht wird. Wie bei Paul die verschiedenen momentanen artikulatorischen Bedingungen Varianten von der lautlichen Zielnorm erzeugen, so lassen beim kommunikativen Handeln die jeweils verschiedenen pragmatisch-situativen Bedingungen bzw. die besondere Ausdrucksintention Varianten des ursprünglichen Handlungsmusters entstehen. Von einer dauerhaften Veränderung kann man jedoch erst sprechen, wenn die Varianten nicht mehr zufällig um den Zielpunkt variieren, sondern dauerhaft in eine bestimmte Richtung vom Ausgangsmodell abweichen. Im Bereich der artikulatorisch-perzeptiv motivierten Variation erfolgt diese dauerhafte Ausrichtung der Varianten durch das oben skizzierte Zusammenspiel von irreversiblen universellen Veränderungsprozessen und den jeweils besonderen einzelsprachlichen Kontextbedingungen, etwa der Distribution. Im Bereich der sprachhandlungsbedingten Variation wird man den Ansatzpunkt für dauerhaften Wandel im Wandel der soziokommunikativen Strukturen suchen müssen, die dazu führen, daß bestimmte Komplexe von kommunikativen Anforderungen aus dem alltäglichen Sprachhandeln ausscheiden und durch andere ersetzt werden.

2.4. Kausalität, Finalität und Evolution

Einer der zentralen Diskussionspunkte innerhalb der Sprachwandeltheorie ist die Frage nach den Ursachen des Sprachwandels. Neben anderen hat Eugenio Coseriu (1958/1974) gezeigt, daß man

grundsätzlich zwischen zwei unterschiedlichen Ursachentypen unterscheiden muß. Auf der einen Seite ist nach der Rolle der Kausalität im Zusammenhang mit der Bildung und Durchsetzung von Neuerungen zu fragen. Auf der anderen Seite haben jedoch die Varianten/Innovationen, die im Zusammenhang mit der Kommunikationstätigkeit und im Verfolg einer bestimmten Kommunikationsintention entstehen, eine zweckbestimmte final begründbare Basis. Doch erstreckt sich ein derartiges kausales bzw. finales Begründungsverhältnis ausschließlich auf die Beziehungen zwischen den auslösenden Ausgangsbedingungen. Es ist ein unzulässiger Kurzschluß, wenn man hier schon eine kausale bzw. finale Erklärung eines Sprachwandels behauptet. Ein derartiger Wandel ist erst anzusetzen, wenn die Innovation in zumindest einem Teilbereich des Sprachsystems fest eingebettet ist und eine andere Variante gegebenenfalls verdrängt hat. Und in diesem Generalisierungsprozeß wirkt zusätzlich noch eine Vielzahl von Faktoren mit, die mit den auslösenden finalen bzw. kausalen Ursachen nichts zu tun hat. Trotzdem sollte man nicht soweit gehen, und nur die die neue Variante auslösenden Faktoren als Bedingungen des Sprachwandels betrachten. Kausale und finale Varianten einer bestimmten Art entstehen nur, wenn die auslösenden Faktoren über längere Zeit hinweg und oftmals für eine ganze Sprechergruppe bedeutsam sind. Ein einzelsprachlicher Redundanzsteuerungsprozeß wird kausal durch eine bestimmte Distribution in einer Varietät ausgelöst und nicht in einer anderen, weil diese andere Distributionsbedingungen hat. Aber die Variation auslösende Distribution ist über längere Zeit für eine ganze Gruppe von Sprechern gegeben, so daß auf diese Art eine solche Neuerung schon in den Generalisierungsprozeß eintreten wird. Man wird also doch wohl von kausalen und finalen Ursachen von Sprachwandel sprechen dürfen.

Evolution wurde von Beginn der Betrachtung sprachlicher Veränderungsprozesse an immer wieder in enger Verbindung zum Wandel allgemein gesehen. Im 19. Jahrhundert versuchte man generelle kulturelle Entwicklungen bzw. Verfallsprozesse als gesellschaftlich-historischen Rahmen für sprachliche Entwicklung aufzufassen. So war etwa die Indogermanistik geprägt von einem Evolutionsmodell, das eine Aufstiegsentwicklung von den isolierenden über die agglutinierenden zu den flektierenden Sprachen postulierte (Schlegel 1818, 14 ff.). Oswald Spenglers biologistische Kulturverfallstheorie wirkte sich in anderen sprachhistorischen Zusammenhängen ebenfalls aus (Naumann 1925).

Im Rahmen der strukturellen Betrachtungsweise der Sprache wird mit Martinet und anderen von innersystematischen Evolutionstendenzen ausgegangen, wie die Tendenz zur Symmetrie des Systems, 'zur Ausgewogenheit hinsichtlich der Zahl der Elemente und ihrer Ausnutzung' (Boretzky 1977, 73) sowie zur Ökonomie in ihren verschiedenen auch gegenläufig wirksamen Entwicklungsrichtungen (Ronneberger-Sibold 1980).

In einer sprachhandlungstheoretischen Perspektive wird nicht mehr ausschließlich im Sprachsystem, sondern auch in der Sprachgemeinschaft nach evolutionistischen Tendenzen des Sprachwandels gesucht. Es gibt erstens bewußte Sprachentwicklung als einen planerischen Eingriff gesellschaftlicher Gruppen oder einzelner Personen in die Sprache oder den Sprachgebrauch, durch den die Sprache verändert wird. Nicht nur Sprachreformen und Sprachnormierungsaktionen fallen unter diesen Typ sprachlicher Veränderungsmaßnahmen. Jeder Spracherziehungsprozeß, der die sich weiterentwickelnde Sprechsprache mit der konservierenden Schreibsprachennorm überschichtet, ist ein solcher Eingriff. Diesen mehr oder weniger absichtsvoll herbeigeführten Prozeß sollte man nicht mit dem Begriff 'Evolution' bezeichnen. Sprachplanung oder Sprachpolitik sind hier die angemessenen Bezeichnungen. Daneben hat der Sprachwandelforscher Rudi Keller theoretische Überlegungen zu einem Konzept von sprachlicher Evolution vorgelegt, die sich von den bisher vorliegenden Modellen grundsätzlich unterscheiden. Er leitet die evolutive Dimension von Sprachveränderung ab aus der Zuordnung der Sprache zu 'Phänomenen der unsichtbaren Hand'. Bei derartigen Phänomenen kann die Form und die Entwicklungsrichtung, so wie das etwa bei einem Trampelpfad oder einer Inflation der Fall ist, nicht aus den einzelnen, das Phänomen konstituierenden Sozialhandlungen abgeleitet werden. Es ist notwendig, zusätzlich wirksame Interessenkomplexe oder Maximen anzunehmen, die in Wechselwirkung mit den einzelnen Sozialhandlungen das Phänomen konstituieren.

2.5. Entfaltungsfelder des Sprachwandels

Die wissenschaftliche Betrachtung des Sprachwandels hat sich bisher hauptsächlich mit dem im engeren Sinne 'langue'-bezogenen Wandel der verschiedenen Ebenen bzw. Ränge des Sprachsystems vom Laut zum Satz befaßt. Eher 'parole'-bezogene Sprachveränderungen im Sprachwissen von einzelnen Sprechern oder Sprechergruppen werden nur selten und am

Rande in sprachwandeltheoretische Überlegungen einbezogen. Dabei kann man sich durchaus fragen, inwieweit nicht auch die sprachbezogene schulische Ausbildung und die Verankerung standard- und schriftsprachiger Normen im Sprachwissen von Schülern als Sprachveränderungsprozeß angesehen werden sollten (vgl. hier Haas, Art. 47). Ähnlich verhält es sich mit generationsspezifischen Veränderungen innerhalb des Sprachlagentyps, wobei sich etwa die dialektalen bzw. standardsprachlichen Anteile in der Sprachproduktion von Sprechern mit dem Prozeß des Älterwerdens in typischer Weise ändern. Hier findet zwar kein dauerhafter Wandel von Teilen des Sprachsystems statt, der linearen Charakter hätte. Aber auch in der sozialwissenschaftlichen Betrachtung von Wandelvorgängen wird neben dem linearen Wandel der zyklische Wandel berücksichtigt. Im Rahmen der Betrachtung von 'langue'-bezogenem Wandel stand im wissenschaftlichen Interesse der Lautwandel (Haas, Art. 47) und der Wortschatzwandel (49) lange Zeit im Vordergrund. Diese beiden Bereiche entwickeln, wie oben gezeigt worden ist, auch eine besondere Dynamik bei der Herausbildung von Varianten. In den letzten Jahren rückt aber auch die Untersuchung von Veränderungen im morphologisch-syntaktischen Bereich immer mehr in den Vordergrund.

Bei der Betrachtung des Wandels von bedeutungstragenden Einheiten müssen grundsätzlich zwei Wandlungsebenen angenommen werden, die Veränderung der Bedeutungsebene und ausdrucksseitige dauerhafte Wandlungsvorgänge, wobei diese beiden Wandlungstypen in der Sprachwirklichkeit naturgemäß häufig miteinander verschränkt auftreten. Diese eng auf das Sprachsystem bezogene Betrachtung des Sprachwandels entspricht dem kognitiven Charakter der dahinterstehenden Sprachtheorie. Es stellt sich aber die Frage, ob ein sprachhandlungstheoretisch orientierter Zugang zu Sprachveränderungen nicht eine wesentlich weitere Perspektive wählen muß, in die nicht nur die Sprache, sondern auch der Sprecher und darüber hinaus die Sprachgemeinschaft einbezogen werden sollte.

Von besonderer Bedeutung im Übergangsbereich zwischen einer engen Sicht von Sprachsystemwandel und einer weiteren Sicht von Sprachgebrauchswandel in einer Gesellschaft ist der Textsortenwandel bzw. der damit in enger Verbindung stehende Sprachstilwandel. In den Textsorten konkretisieren sich einmal alle systematischen Sprachmittel. Diese werden jedoch aktiviert und gewählt aufgrund bestimmter Text-

sortenintentionen und -situationen, die über die Textfunktion mit dem Sprachhandlungscharakter von Texten in Verbindung stehen. Insofern Sprachhandlungen jedoch Spezialfälle von Sozialhandlungen allgemein darstellen, eröffnet sich hier ein Einfallstor für die Einwirkung gesellschaftlicher Veränderungen auf die sprachlichen Strukturen: Textsortenwandel ist dadurch die Nahtstelle zwischen innersystematischem Wandel und Wandel der soziokommunikativen und sozialen Strukturierungen, in denen Texte wirksam sind. Das gilt in gleicher Weise auch für Gespräche als eine Sonderform dialogisch-mündlicher Texte.

Eine sprachhandlungstheoretisch fundierte Sprachwandeltheorie muß jedoch noch weiter ausgreifen. Sprachveränderung läuft auch in der Sprachgemeinschaft ab. Insofern sollte auch das System der für eine Sprachgemeinschaft typischen Varietäten mit einbezogen werden. Die seit dem Einsetzen der gesellschaftlichen Modernisierung in der frühen Neuzeit zu beobachtende Zurückdrängung der dialektalen Varietäten durch tendenziell überregionale Varietäten ist sicherlich auch als Sprachveränderung anzusehen. Und ebenso die seit kurzem zu beobachtende Umgestaltung der dt. Standardsprache unter dem Einfluß von Merkmalen gesprochener Sprache. Diese Verschiebungen innerhalb des Varietätensystems der dt. Gesamtsprache schlagen sich im Sprachwissen des einzelnen Sprechers als Wandel in den Sprachgebrauchsregeln nieder. So erscheint etwa auch in einer öffentlichen Rede eine Ausrichtung an der schriftsprachigen Standardnorm in den letzten Jahren nicht mehr als normkonform. Es sind jedoch nicht nur die Varietäten und ihr Verhältnis zueinander, die sich in einem ständigen Wandelprozeß befinden. Die Varietätensysteme einer Gesamtsprache sind immer auch verbunden mit einem Sprachprestigesystem, durch das die einzelnen Varietäten bewertet werden. Auch derartige Varietätenbewertungsstrukturen können und haben sich in der Vergangenheit immer wieder grundlegend gewandelt. So hatte etwa die Sprache der schönen Literatur in der dt. Sprachgeschichte der frühen Neuzeit über lange Zeit hin einen sehr hohen Wert und galt als vorbildlich auch etwa für die Verwaltungs- oder die Kaufmannssprache. Diese Wertstruktur gerät seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in eine Krise, in der andere Normorientierungen an ihre Stelle rücken. In den Zusammenhang des Wandels von Prestige- und Normenstrukturen innerhalb der Sprachgemeinschaft gehört auch der Wandel von Kommunikationsmaximen, von denen unten die Rede sein wird.

3. Herausbildung sprachlicher Neuerungen

Ausgangspunkt für dauerhafte Sprachveränderungen ist der Pool von Varianten, die im Zuge der normalen Sprechfähigkeit im Vollzug der Kommunikation kontinuierlich entstehen. Dabei kann unterschieden werden zwischen Varianten, die schon eine Ausrichtung auf einen bestimmten Zielpunkt der Veränderung anstreben, und solchen, die ungerichtet sind und ausschließlich verursacht werden durch die momentanen Bedingungen des Sprachgebrauchs. Die erste Gruppe von Varianten besteht aus den auf explizit intentionalen Sprechhandlungen zurückgehenden Varianten, mit denen in einer Sprachgemeinschaft aufgrund einer expliziten Entscheidung Sprache geändert werden soll. Hinzu kommen sog. innersystematische Varianten, wie sie etwa durch Analogieprozesse in Sprachsystemen ausgelöst werden.

Ein entschieden größeres Problem für die Sprachwandeltheorie stellen jedoch die ungerichteten Varianten dar, die Haas (Art. 47) 'Innovationen' nennt. Bei diesen Varianten kann man zwischen produktions- bzw. rezeptionsbedingter Variation und soziokommunikativ bedingter Variation differenzieren. Der Schwerpunkt des ersten Variantentyps liegt im Lautbereich, der des zweiten Variantentyps im Bereich der Lexikologie und der Wortbildung. Um nun erklären zu können, wieso aus dem prinzipiell unendlich großen Repertoire von möglichen Varianten im Sprachgebrauch einer Sprechergruppe einige langfristig bevorzugt werden, bedarf es besonderer Erklärungszusammenhänge, die innerhalb der Sprachwandeltheorie in einer Teiltheorie der Innovation/Neuerung beschrieben werden müssen.

Soweit es die Herausbildung von dauerhaften Neuerungen im Bereich der produktions- bzw. rezeptionsbedingten Varianten angeht, wird man hier wohl Prozesse wie die Lüdtkesche Redundanzsteuerung, die natürliche Phonologie und die Koartikulation ansetzen müssen. Durch das Wirken derartiger Prozesse werden bestimmte innersystematische Entwicklungsrichtungen vorgegeben, und wegen der unterschiedlichen Distributionsstrukturen der einzelnen Varietäten durchaus einzelvarietätenspezifisch. Diese Entwicklungsrichtungen werden innersystematisch häufig flankiert durch Analogie- oder ähnlich bedingte Prozesse (vgl. Auer 1991 und Haas, Art. 47).

Soziokommunikative Varianten entstehen im Prozeß der Adaption von früher erworbenen und im Sprachwissen gespeicherten Sprachhand-

lungsmustern an jeweils neu gegebenen soziokommunikativen Konstellationen, d. h. also Sprachhandlungskonstellationen. Wegen der prinzipiell unendlichen Vielfalt von unterschiedlichen Kommunikationsintentionen und -situationen werden immer neue Varianten entstehen. Dabei kann man unterscheiden zwischen Neubildungen von Varianten und der Übernahme von Varianten aus umgebenden Varietätenkontexten, also kontaktinduzierten Varianten.

Dauerhafte Veränderungen im Variantenspektrum liegen etwa dann vor, wenn Varianten in bestimmter Richtung nicht mehr gebildet werden bzw. bestimmte Sprachhandlungsmuster im Sprachwissen einer Gruppe von Sprechern immer seltener und dann gar nicht mehr aktiviert werden. So findet sich in einer bestimmten historischen Situation für Sprecher immer seltener eine Kommunikationskonstellation, in der die Anrede mit 'er/sie' aktiviert wird, obgleich diese Anredevariante im Sprachwissen noch weiter vorhanden bleibt. Dagegen werden Konstellationen, in denen die 'Sie'-Anrede angemessener erscheint, immer häufiger. Daraus bildet sich dann ein Ansatzpunkt für einen dauerhaften Wandel im Anredesystem.

Man kann also davon ausgehen, daß eine Veränderung im Kommunikationsbedarf einer gesellschaftlichen Gruppe zumindest einer der Auslöser der Veränderungen im System der üblichen Sprachhandlungsmuster ist (Mattheier 1988). Der Kommunikationsbedarf einer Gesellschaft ist ein zentrales Phänomen jeder spezifischen Gesellschaftsstruktur und des sich daraus ergebenden Grades der Komplexität der Herrschafts- und Koordinierungsaufgaben, die üblicherweise in dieser Gesellschaft über sprachliches Handeln gelöst werden. Es ist Aufgabe der Sozio- bzw. Pragmalinguistik einer Einzelsprache, den Kommunikationsbedarf einer Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt und hinsichtlich seines Wandels herauszuarbeiten. Eine historische Einzelsprache ist quasi eine Widerspiegelung des Kommunikationsbedarfs dieser Gesellschaft. Wandlungen im Kommunikationsbedarf einer Gesellschaft stehen mit den großen Entwicklungsprozessen in dieser Gesellschaft in unmittelbarem Zusammenhang. So führt etwa die gesellschaftliche Modernisierung seit dem späten MA. zu einer Verlagerung des Kommunikationsbedarfs in Richtung auf ein stabiles überregional und stilistisch differenziert verwendbares sprachliches Ausdrucksmittel, das sich dann mit der Standardsprache herausbildet. Man kann wohl davon ausgehen, daß die meisten über soziokommunikative Variation verlaufenden Veränderungen innerhalb einer Einzelsprache auf

Veränderungen im Kommunikationsbedarf zurückzuführen sind und insofern in einem zumindest mittelbaren Zusammenhang zu allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungsprozessen stehen.

Die neuerdings vorgelegten Überlegungen Rudi Kellers (1990, 94) zur Sprachwandeltheorie machen deutlich, daß es daneben mindestens noch einen weiteren Wirkungszusammenhang gibt, der zu dauerhaften Veränderungen innerhalb des soziokommunikativ entstandenen Variantenpools führt: das sind die Kommunikationsmaximen. Sprache ist nach Keller weder ein natürlich kausal entstandenes Phänomen noch ein Artefakt, das aufgrund bewußter zielgerichteter Handlungen entstanden ist. Zwar folgen alle Sprachhandlungen jeweils bestimmten momentanen Intentionen, doch erklärt das nicht die Herausbildung von Sprache und Sprachwandel als Ganzes. Keller identifiziert Sprache als ein sog. 'Phänomen der unsichtbaren Hand'. Wie eine Inflation oder ein Verkehrsstau kann auch eine bestimmte Ausprägung von Sprache nicht vollständig auf die Intentionen der einzelnen Sprecher zurückgeführt werden. Ein Verkehrsstau entsteht, obgleich jeder einzelne Verkehrsteilnehmer gerade das Gegenteil intendiert. Und so sind auch sprachliche Veränderungen nicht auf intentionale Einzelhandlungen der Sprecher zurückzuführen, sondern es ist eine 'kausale Konsequenz einer Vielzahl von intentionalen Handlungen, die mindestens partiell ähnlichen Interessen dienen' (Keller 1990/94, 88). Diese gemeinsamen Interessen der jeweils betroffenen Gruppe, die neben den individuellen Sprachhandlungsintentionen wirksam sind, identifiziert Keller als Kommunikationsmaximen. Derartige Kommunikationsmaximen sind offensichtlich Bestandteile des normativen Sprachwissens von einzelnen Sprechern, und sie sind dafür verantwortlich, daß die Ergebnisse von Sprachwandelprozessen sich nicht immer unmittelbar aus Veränderungsentwicklungen im Kommunikationsbedarf bzw. der umgebenden Gesellschaft ergeben.

Schon Cherubim (1984) hat in einer kritischen Stellungnahme zu den Überlegungen von Keller darauf hingewiesen, daß das Konzept der Kommunikationsmaximen für die Beschreibung von Sprachwandelvorgängen von erheblicher Bedeutung sein wird. Keller selbst führt dieses Konzept nicht weit aus. Deutlich wird jedoch, daß es sicherlich unterschiedliche Typen von Kommunikationsmaximen geben wird. So wird man zu unterscheiden haben zwischen Normorientierungsmaximen wie 'schreibe/sprich so, wie es die gültige Norm fordert' und Normtoleranz-

maximen, die etwa ein sehr viel variantenreicheres Sprachverhalten provozieren wird. Innerhalb der normorientierten Kommunikationsmaximen werden wir zwischen Akkommodationsmaximen und Separationsmaximen unterscheiden können, die etwa lauten 'sprich so, wie man in deiner Umgebung spricht' bzw. 'sprich so, daß du dich von deiner Umgebung unterscheidest'. Sprachhistorisch wichtig ist eine solche Separationsmaxime etwa für die Adelskultur der frühen Neuzeit. Folgte man dieser Maxime exzessiv, dann erreichte man zwar die erwünschte gesellschaftliche Distanzierung zur nichtadeligen Umwelt. Zugleich hatte man aber Schwierigkeiten, diese Umwelt zu den erwünschten Hilfsdiensten zu veranlassen, weil man sich nicht verständlich machen konnte. Beide in dieser Konstellation möglichen Lösungswege finden sich in der Zeit: die (verachtungsvolle) Verwendung der nichtadeligen Varietät und auch die Ausdehnung der Adelsvarietät auf die unmittelbaren Bedienten — wobei dann wiederum die erwünschte Distanz verlorenging.

Unter den akkommodationsorientierten Kommunikationsmaximen kann man solche finden, die sprachliche Homogenität und Stasis erzeugen, wie etwa die Maxime 'rede so, wie die anderen in deiner Umgebung auch'. Auf sprachliche Veränderung und Heterogenität in der Sprachgemeinschaft gerichtet sind Maximen, die einen Orientierungspunkt außerhalb der eigenen Gruppe haben, wie etwa 'rede so, wie die von dir präferierte soziale Fremdgruppe redet'. Über die sprachtheoretische bzw. soziologische Verankerung der Kategorien 'Kommunikationsmaxime' ist wenig bekannt. So ist etwa zu fragen, ob die eine gesellschaftliche Gruppe prägenden Maximen nicht so etwas wie eine 'Kommunikationsmentalität' (Linke 1994) dieser Gruppe bilden, die natürlich ebenso wie die einzelnen Maximen auch dem Wandel unterworfen ist. Festzuhalten ist jedoch, daß der sich im Zuge des gesellschaftlichen Wandels verändernde Kommunikationsbedarf ebenso wie die Kommunikationsmaximen und ihr Wandel Ansatzpunkte für die Herausbildung von Entwicklungstendenzen im Bereich der soziokommunikativen Variation bilden.

4. Ausbreitung sprachlicher Neuerungen (Generalisierung)

In sprachwandeltheoretischen Überlegungen ist es üblich geworden, den Gesamtprozeß aufzuteilen in einen Teilprozeß der Variantenbildung, einen zweiten der Variantenselektion und Ausbildung von Neuerungen/Innovationen und einen abschließenden Prozeß der Durchsetzung

der Neuerung in Sprachsystem, Sprachwissen und Sprachgemeinschaft bzw. der Hemmung und Umkehrung solcher Entwicklungen. Für manche Sprachwandelforscher liegt sogar die Hauptaufgabe der Sprachwandeltheorie ausschließlich in der Erforschung dieses Prozesses, dessen Ausgangspunkt Sprachphänomene auf den verschiedenen Sprachebenen darstellen, die die Tendenz zu überzufälligem Auftreten haben.

Durchsetzungsprozesse derartiger Innovationen lassen sich auf drei verschiedenen Ebenen beschreiben: auf der Ebene der *langue*, innerhalb des Sprachwissens einzelner Sprecher und schließlich innerhalb der Sprachgemeinschaft. Unterschieden wird dabei der sogenannte 'interne' Sprachwandel, der letztlich zu Systemwandel führt, und der 'externe' Sprachwandel, mit dem sich die historische Soziolinguistik beschäftigt. Auf allen drei Ebenen folgen die Generalisierungsprozesse nach allem, was bisher bekannt ist, festen Prinzipien gleicher Art, die sich ganz ähnlich immer dann finden, wenn sich Neuerungen in einem System finden, die sich in einem Diffusionsprozeß durchsetzen. Die Neuerung tritt zuerst auf der jeweiligen Ebene unter sehr eingeschränkten Bedingungen auf: also etwa im internen Bereich nur lexemgebunden und dann später nur an eine bestimmte Wortgruppe gebunden bzw. im Sprachwissen des einzelnen an eine ganz bestimmte Kommunikationssituation oder spezielle Intention gebunden. Auf der Ebene der Sprachgemeinschaft sind Innovationen in der Anfangsphase ihrer Generalisierung nur in bestimmten gesellschaftlichen Gruppen und/oder in einem engen Raum verbreitet. Hält die Wirkung der auslösenden Veränderungsfaktoren über längere Zeit an und zeigen sich keine Entwicklungshemmungen, dann läuft der Diffusionsprozeß der Neuerung weiter. Innersprachlich findet dann ein Übergang von der Wortbindung der Neuerung zur Systembindung statt. Die beiden lange Zeit als unterschiedliche Sprachwandeltypen betrachteten Entwicklungen Wortersatz und Laut-/Formenwandel, deren Beziehungen in der letzten Zeit im Zusammenhang mit 'lexical diffusion' diskutiert worden sind (Chen 1972), erweisen sich aufgrund dieser Betrachtungsweise als zwei sich ablösende Phasen eines einheitlichen Wandelprozesses (Haas, Art. 47).

Werden derartige Diffusionsprozesse nicht durch hemmende Faktoren innerhalb des Systems, des Sprachwissens oder der Sprachgemeinschaft verzögert, dann verlaufen sie durchweg nach derselben Prozeßdynamik, die in der Innovations- bzw. Diffusionsforschung als Sigma-Kurve bezeichnet wird. In der Anfangs-

phase tritt eine Neuerung auch unter den jeweiligen Innovationsbedingungen nur sporadisch auf und erscheint als Variante neben der eingebürgerten traditionellen Form. Wahrgenommen wird sie häufig als Fehlleistung oder Abweichung. Die weiterhin wirksamen Innovationsbedingungen führen aber zu einem Anwachsen der Auftretensfälle, und in der mittleren Phase der Generalisierung entwickelt sich der Prozeß viel schneller. Gegen Ende hat sich die Neuerung gegenüber der traditionellen Form weitestgehend durchgesetzt und die alte Form findet sich nur noch in Randzonen des Systems, des Sprachwissens bzw. der Sprachgemeinschaft. Doch kann ein derartiger Verallgemeinerungsprozeß in jeder Richtung aus verschiedenen Gründen gestoppt oder sogar rückgängig gemacht werden. Labov (Labov 1975, 328 f.) hat verschiedentlich herausgearbeitet, wie artikulatorisch bedingte Lautveränderungsprozesse, die sich innersprachlich und auch innerhalb einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe weitgehend generalisiert hatten, dann als soziale Markierungen für diese Gruppe verwendet und dadurch in ihrer weiteren Ausweitung gebremst wurden. Goossens (Goossens 1969) hat gezeigt, wie auch innersystematische Gegebenheiten bzw. deren Veränderungen im Raum die Ausweitung einer Neuerung hemmen können.

Der normale Verlauf von Generalisierungsprozessen sprachlicher Neuerungen sieht so aus, daß für eine gewisse Zeit zwei Sprachregeln nebeneinander wirken, die zwei Varianten produzieren. Dabei kann man bestimmten soziosituativen Konstellationen der Textproduktion bestimmte Wahrscheinlichkeitswerte für das Auftreten der einen oder der anderen Variante zuordnen. Die sich dadurch ergebende 'Statistik' in den Sprachregeln hat zu wissenschaftlichen Kontroversen über die Existenz von Wahrscheinlichkeitswerten in der Sprachkompetenz des einzelnen bzw. der Sprachproduktion einer Sprechergruppe geführt (Cedergren/Sankoff 1974, Dressler 1976, Weydt/Schlieben-Lange 1981).

In die oben vorgetragenen Überlegungen ist dieser empirische Befund jedoch verhältnismäßig zwanglos integrierbar. Man kann davon ausgehen, daß ein Sprecher in jeder speziellen Kommunikationssituation recht bestimmte Vorstellungen davon hat, welche Varietät, welchen Stil bzw. welche Sprachvariante für den jeweiligen Hörer und die von ihm repräsentierte gesellschaftliche Gruppe erwartbar ist. Die dann angestrebte Zielnorm, die in der Regel in einem bestimmten Sprachstil bzw. einer Sprachvarietät besteht (Hartung 1981, 98—105), wird jedoch aus einer Reihe von Gründen nie ganz erreicht. Der-

artige Hemmungsfaktoren sind etwa der Grad der Bewußtheit der Zielnorm im Moment des Sprechens, der Grad der Formuliertheit der Zielnorm, der Grad der Normtoleranz der Gesellschaft für die jeweilige soziale Situation, der Aufmerksamkeitsgrad des Sprechers, der Reflexivitätsgrad, das Ausmaß der Differenz zwischen Ausgangssprache und Zielnorm usw. All diese Faktoren wirken in jedem Moment des Sprechens auf den Sprecher ein und verändern sich teilweise unter dem Einfluß der Hörer-Resonanz. Sie erzeugen dabei eine Kräfte-Resultante, die den jeweiligen Grad der Erfüllung der Zielnorm je nach Situation, sozialer Gruppe usw. darstellt. Diese Wahrscheinlichkeitsgrade der Regelrealisierung der Zielnorm finden sich bei empirischen Variabilitätsuntersuchungen in den statistischen Werten der Variablenregeln.

Für die interne Generalisierung und ihre Prozeßstruktur sei auf den Beitrag von Haas in diesem Band verwiesen (Art. 47). Die externe Generalisierung umfaßt einmal das Sprachwissen des einzelnen Sprechers und dann die Sprachgemeinschaft insgesamt mit ihrer sozialen und ihrer regionalen Dimension. Die Generalisierung von Neuerungen innerhalb des Sprachwissens eines Einzelsprechers betrifft den diaphasischen Bereich. Stilistisch bzw. situativ/funktional enggebundene, etwa fachsprachlich markierte Sprachvarianten, unterliegen, indem sich ihre Verwendbarkeit auf alltagssprachliche Situationen ausweitet, einem Verallgemeinerungsprozeß, den man als Entkontextualisierung bezeichnen könnte. Den Endpunkt, der vielfach nicht erreicht wird, bildet ein Sprachzeichen, dessen Verwendungsmöglichkeiten nicht mehr in irgendeiner Weise eingeschränkt sind. In der Sprachgemeinschaft erscheinen Neuerungen in ihrer Anfangsphase sozial und regional eingeschränkt. Soziale Entkontextualisierungsprozesse, etwa bei der Ausweitung einer Neuerung von bildungsbürgerlichen Kreisen auf die Gesamtgesellschaft, sind häufig beschrieben worden. Mit diatopischen Generalisierungsprozessen beschäftigt sich die Dialektgeographie schon längere Zeit, wobei sie die unterschiedlichen Wirkungsweisen interner bzw. externer Diffusionshemmungen herausgearbeitet hat. James Milroy (1992) hat gezeigt, in welchem Ausmaß bei Prozessen externer Generalisierung die soziale Zeichenhaftigkeit der jeweiligen Varianten von Bedeutung ist. Grundsätzlich erscheinen nach Milroy Varianten erst dann in einem (externen) Sprachwandelprozeß, wenn sie in Relation zu den traditionellen Parallelvarianten sozial bewertet bzw. markiert sind. So entwickeln Varianten, die durch innersprachliche oder funktionale Variation in dichten und multiplexen sozialen Netzwerken entstanden sind, in der Regel Mar-

kercharakter für die soziale Identifizierung mit der Gruppe, in der sie entstanden sind. In uniplexen und lockeren sozialen Netzwerken, in denen etwa die gesellschaftliche Aufstiegsorientiertheit bedeutsam ist, werden kontaktinduzierte Varianten aus benachbarten Prestigesystemen, etwa der Standardsprache, Veränderungen auslösen können. Hier wird ohne Zweifel ein wichtiger und sprachwandeltheoretisch hochbedeutsamer soziolinguistischer Zusammenhang aufgezeigt.

5. Literatur (in Auswahl)

- Anderson, Robert R./Ulrich Goebel/Oskar Reichmann, Ein idealisiertes Graphemsystem des Frühneuhochdeutschen als Grundlage für die Lemmatisierung frühneuhochdeutscher Wörter. In: GL 3—4, 1979 (1981), 55—122.
- Androutsopoulos, Ioannis, Jugendsprache und Textsorten der Jugendkultur. Frankfurt am Main 1998. [Im Druck]. (Variolinguia 4).
- Auer, Peter, Phonologie der Alltagssprache. Eine Untersuchung zur Standard/Dialekt-Variation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache. Berlin/New York 1990.
- Bailey, Charles-James N., Variation and Linguistic Theory. Arlington 1973.
- Ders., Old and New Views on Language History and Language Relationships. In: Helmut Lüdtkke (Hrsg.), Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels. Berlin/New York 1980 a, 139—181.
- Bartsch, Renate/Theo Vennemann, Grundzüge der Sprachtheorie. Tübingen 1982.
- Boretzky, Norbert, Einführung in die historische Linguistik. Reinbek bei Hamburg 1977.
- Cedergren, Henrietta J./David Sankoff, Variable Rules: Performance as a Statistical Reflection of Competence. In: Language 50, 1974, 333—355.
- Chen, Matthew Y., The Time Dimension: Contribution toward a Theory of Sound Change. In: Foundation of Language 8, 1972, 457—498.
- Ders./William S.-Y. Wang, Sound Change: Actuation and Implementation. In: Language 51, 1975, 255—281.
- Cherubim, Dieter, Sprachveränderung in der Schule. In: Papiere zur Linguistik 15, 1977, 80—103.
- Ders., Trampelpfad zum Sprachwandel? (Zu Rudi Kellers Beitrag in ZGL 10, 1982, 1—27). In: ZGL 11, 1983, 65—71.
- Coseriu, Eugenio, Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels. München 1974. [Zuerst Montevideo 1958]. (IBAL 3).
- Dressler, Wolfgang, Inhärente Variation und variable Regel: Zur Relativierung eines amerikanischen soziolinguistischen Konzepts. In: Adam Schaff (Hrsg.), Soziolinguistik. Wien 1976, 53—73.
- Ders., Explaining Natural Phonology. In: Phonological Yearbook 1, 1984, 1—28.

- Fritz, Gerd, Ansätze zu einer Theorie des Bedeutungswandels. In: Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hrsg.), Sprachgeschichte. 1. Halbband. 1. Aufl. Berlin/New York 1984, 761—768. (HSK 2.1).
- Goossens, Jan, Strukturelle Sprachgeographie. Heidelberg 1969.
- Ders., Was ist Deutsch — und wie verhält es sich zum Niederländischen? Bonn o. J. (Nachbarn 11).
- Haag, Karl, Sprachwandel im Lichte der Mundartgrenzen. In: Teuthonista 6, 1929/1930, 1—35.
- Haas, Walter, Sprachwandel und Sprachgeographie. Wiesbaden 1978. (Beih. ZDL NF 30).
- Hartung, Wolf Dietrich, Sprachvariation und ihre linguistische Widerspiegelung. In: Autorenkollektiv, Kommunikation und Sprachvariation. Berlin 1981, 73—105.
- Höfler, Otto, Stammbaumtheorie, Wellentheorie, Entfaltungstheorie. In: PBB 77, 1955, 30—66, 424—476; 78, 1956, 1—44.
- Hufschmidt, Jochen/Klaus J. Mattheier, Sprache und Gesellschaft. Überlegungen zu einer integrierenden Beschreibung. In: Werner Besch u. a. (Hrsg.), Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Bd. 1. Berlin 1981, 43—83.
- von Humboldt, Wilhelm, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes. In: Wilhelm von Humboldt, Werke in 5 Bänden. Bd. 3: Schriften zur Sprachphilosophie. Darmstadt 1963, 368—756. [Zuerst 1836].
- Isenberg, Heinz, Diachronische Syntax und die logische Struktur einer Theorie des Sprachwandels. In: StGr 5, Berlin 1971, 133—168.
- Jakobson, Roman, Prinzipien der historischen Phonologie. In: TCLP 4, 1931, 247—267.
- Kanngiesser, Siegfried, Ansätze zu einer Theorie von Synchronie und Diachronie. In: Linguistics 101, 1973, 5—71.
- Keller, Rudi, Zur Theorie sprachlichen Wandels. In: ZGL 10, 1982, 1—27.
- Ders., Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. 1. Aufl. Tübingen 1990, 2. Aufl. 1994. (UTB 1567).
- King, Richard D., Historical and Generative Grammar. Englewood Cliffs 1969. [Dt. Frankfurt 1971].
- Kiparsky, Paul, Sprachuniversalien und Sprachwandel. In: Dieter Cherubim (Hrsg.), Sprachwandel. Berlin/New York 1975, 237—275.
- Koch, Walter A., Zur Theorie des Lautwandels. Hildesheim 1970.
- Laas, Roger, On Explaining Language Change. Cambridge 1980.
- Labov, William, The Internal Evolution of Linguistic Rules. In: Robert P. Stockwell, Ronald K. S. Macaulay (Hrsg.), Linguistic Change and Generative Theory. Bloomington 1972, 101—171.
- Ders., Kontraktion, Tilgung und inhärente Variation der Kopula im Englischen. In: Ders., Sprache im sozialen Kontext. Bd. 1. Kronberg im Ts. 1976, 90—157. [Zuerst 1969].
- Ders., Principles of Linguistic Change. Oxford 1994. (Language in Society 20).
- Ders./Malcah Yaeger, Richard Steiner, A Quantitative Study of Sound Change in Progress. Philadelphia 1972. (Report of NSF Contract GS—3287).
- Lerchner, Gotthard, Zur II. Lautverschiebung im Rheinisch-Westmitteldeutschen. Halle 1971. (MdSt 30).
- Lieb, Hans-Heinrich, Sprachstadium und Sprachsystem: Umrisse einer Sprachtheorie. Stuttgart 1970.
- Linke, Angelika, Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart/Weimar 1996.
- Littlewood, Richard, Linguistic Change during Interpersonal Interaction. In: Lingua 41, 1977, 1—11.
- Lüdtke, Helmut, Auf dem Weg zu einer Theorie des Sprachwandels. In: Ders. (Hrsg.), Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels. Berlin, New York 1980 a, 182—252.
- Ders., Sprachwandel als universales Phänomen. In: Ders. (Hrsg.), Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels. Berlin/New York 1980 a, 1—19.
- Manczak, Witold, Frequenz und Sprachwandel. In: Helmut Lüdtke (Hrsg.), Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels. Berlin, New York 1980 a, 37—79.
- Martinet, André, Sprachökonomie und Lautwandel. Eine Abhandlung über die diachrone Phonologie. Bern 1955. [Dt. Stuttgart 1981].
- Mattheier, Klaus J., Das Verhältnis von sozialem und sprachlichem Wandel. In: Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier (Hrsg.), Sociolinguistics. Berlin/New York 1988, 1430—1453. (HSK 5.2).
- Mayerthaler, Willy, Sprachgeschichte in der Sicht der Generativen Transformationsgrammatik. In: Werner Besch, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger (Hrsg.), Sprachgeschichte. 1. Halbband. 1. Aufl. Berlin, New York 1984, 792—802. (HSK 2.1).
- McMahon, April M. S., Understanding Language Change. Cambridge 1994.
- Menzerath, Paul/Antonio de Lacerda, Koartikulation, Steuerung und Lautabgrenzung. Bonn 1933.
- Milroy, James, Linguistic Variation and Change. Oxford 1992.
- Naumann, Hans, Über das sprachliche Verhältnis von Ober- zu Unterschicht. In: Jahrbuch für Philologie 1, 1925, 55—69.
- Paul, Hermann, Prinzipien der Sprachgeschichte. 5. Aufl. Halle 1920, Nachdr. Tübingen 1966.
- von Polenz, Peter, Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1. Berlin, New York 1991. (SaGö 2237).
- Quasthoff, Uta, 'Homogenität' versus 'Heterogenität' als Problem einer historischen Sprachwissenschaft. In: Veronika Ehrich/Peter Finke (Hrsg.), Beiträge zur Grammatik und Pragmatik. Kronberg im Ts. 1975, 1—21.

Reichmann, Oskar, Deutsche Nationalsprache. Eine kritische Darstellung. In: GL 2—5, 1978, 389—423.

Ronneberger-Sibold, Elke, Sprachverwendung — Sprachsystem: Ökonomie und Wandel. Tübingen 1980. (LA 87).

Schlegel, August Wilhelm, Observations sur la langue et la littérature provençales. Paris 1818.

Schnelle, Helmut, Empirische und transzendente Sprachgemeinschaften. In: Karl-Otto Apel (Hrsg.), Sprachpragmatik und Philosophie. Frankfurt 1976, 394—440.

Trager, George L./Henry L. Smith jr., An Outline of English Structure. Norman 1951.

Weinreich, Uriel, Is a Structural Dialectology Possible? In: Word 10, 1953, 388—400.

Ders./William Labov/Marvin I. Herzog, Empirical Foundations for a Theory of Language Change. In: Werner Lehmann, Yakov Malkiel (Hrsg.), Directions for Historical Linguistics. Austin 1968, 95—188.

Weydt, Harald, Brigitte Schlieben-Lange, Wie realistisch sind Variationsgrammatiken? In: Logos Semantikos. Festschrift für Eugenio Coseriu. Bd. 5. Berlin, New York, Madrid 1981, 117—145.

Wurzel, Ullrich, Gedanken zum Sprachwandel. In: Kwartalnik neofilologiczny 22, 1975, 325—340.

Klaus J. Mattheier, Heidelberg

47. Ansätze zu einer Theorie des Sprachwandels auf lautlicher Ebene

1. Einleitende Überlegungen
2. Lautwandeltypologie
3. Lautwandeltypologie und Lautwandeltheorie
4. Die Entstehung von Neuerungen
5. Die Ausbreitung von Neuerungen
6. Wandel als Lernprozeß
7. Literatur (in Auswahl)

1. Einleitende Überlegungen

1.1. „Sinnlosigkeit“ und Regelmäßigkeit des Lautwandels

Die Theorie des Lautwandels ist ein Teil der Sprachwandeltheorie (Art. 46, dort Grundsätzliches); sie sollte lautliche Veränderungen aller Art und ihre Vernetzungen systematisch erfassen. „Lautwandel“ wird deshalb hier nicht auf die junggrammatische Lesart eingeschränkt (vgl. 1.2.). Ferner wird von „Lauten“ gesprochen, wenn nicht ausdrücklich Phone oder Phoneme im strukt. Sinne gemeint sind. Die Darstellung ist wie die ältere Arbeit des Autors zum Thema (Haas 1978) — ohne dies jedesmal nachzuweisen — besonders den Ideen von Coseriu (1974), Weinreich/Labov/Herzog (1968), Labov (1972; 1994), Bailey (1973) und zusätzlich Keller (1990) verpflichtet. — Lautveränderungen nehmen unter den Sprachwandelerscheinungen insofern eine Sonderstellung ein, als die interessantesten auf Teile des Zeichenausdrucks beschränkt sind, während sich der Zeicheninhalt nicht oder nach Prinzipien verändert, die von den Veränderungen der Lautebene unabhängig sind. Die bloß teilweise Veränderung des Zeichens ist Reflex und Bedingung sprachlicher Kontinuität, aber die Beschränkung auf Ausdruckselemente läßt Lautveränderungen als „sinnlos“, ja als dis-

funktional (Koch 1970, 45) erscheinen; damit wird aber die empirisch am besten belegte Eigenschaft des „disfunktionalen“ Lautwandels, seine Regelmäßigkeit, schwer verständlich. Ihre Entdeckung durch Rask und Grimm war von größter Bedeutung für Erkenntnisziel und Methode der Sprachwissenschaft (vgl. Fónagy 1957; Christmann 1971; Kiparsky 1988). Theoretisch wurde das scheinbare Paradox der Regelmäßigkeit des Sinnlosen dadurch aufzulösen versucht, daß man den Lautwandel als „mechanischen“ Vorgang auffaßte, welcher der Intention des Menschen entzogen nur physiologischen Gesetzen gehorcht.

1.2. Die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze

Die junggrammatische Verschärfung der Lautregeln zu „ausnahmslosen Lautgesetzen“ hatte v. a. methodische Bedeutung: Die Ausnahmslosigkeitshypothese bleibt einer der fruchtbarsten heuristischen Grundsätze der historischen Linguistik (vgl. Lieberman 1990, 709 f.). Alle Kritiker der Junggrammatiker stellten wohl die quasinaturnaturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeit des Lautwandels in Frage, nicht aber dessen empirische Regelmäßigkeit oder den methodischen Grundsatz, wonach Lautwandel so zu untersuchen sei, wie wenn er ausnahmslos wäre.

Theoretisch ist die junggrammatische Hypothese schwach. „Aller lautwandel, so weit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach *ausnahmslosen gesetzen*, d. h. die richtung der lautbewegung ist bei allen angehörigen einer sprachgenossenschaft, ausser dem fall, dass dialektspaltung eintritt, stets dieselbe, und alle wörter, in denen der der lautbewegung unterworfenen laut unter gleichen verhältnissen erscheint, werden ohne ausnahme von der änderung ergriffen“ (Osthoff/

Reichmann, Oskar, Deutsche Nationalsprache. Eine kritische Darstellung. In: GL 2—5, 1978, 389—423.

Ronneberger-Sibold, Elke, Sprachverwendung — Sprachsystem: Ökonomie und Wandel. Tübingen 1980. (LA 87).

Schlegel, August Wilhelm, Observations sur la langue et la littérature provençales. Paris 1818.

Schnelle, Helmut, Empirische und transzendente Sprachgemeinschaften. In: Karl-Otto Apel (Hrsg.), Sprachpragmatik und Philosophie. Frankfurt 1976, 394—440.

Trager, George L./Henry L. Smith jr., An Outline of English Structure. Norman 1951.

Weinreich, Uriel, Is a Structural Dialectology Possible? In: Word 10, 1953, 388—400.

Ders./William Labov/Marvin I. Herzog, Empirical Foundations for a Theory of Language Change. In: Werner Lehmann, Yakov Malkiel (Hrsg.), Directions for Historical Linguistics. Austin 1968, 95—188.

Weydt, Harald, Brigitte Schlieben-Lange, Wie realistisch sind Variationsgrammatiken? In: Logos Semantikos. Festschrift für Eugenio Coseriu. Bd. 5. Berlin, New York, Madrid 1981, 117—145.

Wurzel, Ullrich, Gedanken zum Sprachwandel. In: Kwartalnik neofilologiczny 22, 1975, 325—340.

Klaus J. Mattheier, Heidelberg

47. Ansätze zu einer Theorie des Sprachwandels auf lautlicher Ebene

1. Einleitende Überlegungen
2. Lautwandeltypologie
3. Lautwandeltypologie und Lautwandeltheorie
4. Die Entstehung von Neuerungen
5. Die Ausbreitung von Neuerungen
6. Wandel als Lernprozeß
7. Literatur (in Auswahl)

1. Einleitende Überlegungen

1.1. „Sinnlosigkeit“ und Regelmäßigkeit des Lautwandels

Die Theorie des Lautwandels ist ein Teil der Sprachwandeltheorie (Art. 46, dort Grundsätzliches); sie sollte lautliche Veränderungen aller Art und ihre Vernetzungen systematisch erfassen. „Lautwandel“ wird deshalb hier nicht auf die junggrammatische Lesart eingeschränkt (vgl. 1.2.). Ferner wird von „Lauten“ gesprochen, wenn nicht ausdrücklich Phone oder Phoneme im strukt. Sinne gemeint sind. Die Darstellung ist wie die ältere Arbeit des Autors zum Thema (Haas 1978) — ohne dies jedesmal nachzuweisen — besonders den Ideen von Coseriu (1974), Weinreich/Labov/Herzog (1968), Labov (1972; 1994), Bailey (1973) und zusätzlich Keller (1990) verpflichtet. — Lautveränderungen nehmen unter den Sprachwandelerscheinungen insofern eine Sonderstellung ein, als die interessantesten auf Teile des Zeichenausdrucks beschränkt sind, während sich der Zeicheninhalt nicht oder nach Prinzipien verändert, die von den Veränderungen der Lautebene unabhängig sind. Die bloß teilweise Veränderung des Zeichens ist Reflex und Bedingung sprachlicher Kontinuität, aber die Beschränkung auf Ausdruckselemente läßt Lautveränderungen als „sinnlos“, ja als dis-

funktional (Koch 1970, 45) erscheinen; damit wird aber die empirisch am besten belegte Eigenschaft des „disfunktionalen“ Lautwandels, seine Regelmäßigkeit, schwer verständlich. Ihre Entdeckung durch Rask und Grimm war von größter Bedeutung für Erkenntnisziel und Methode der Sprachwissenschaft (vgl. Fónagy 1957; Christmann 1971; Kiparsky 1988). Theoretisch wurde das scheinbare Paradox der Regelmäßigkeit des Sinnlosen dadurch aufzulösen versucht, daß man den Lautwandel als „mechanischen“ Vorgang auffaßte, welcher der Intention des Menschen entzogen nur physiologischen Gesetzen gehorcht.

1.2. Die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze

Die junggrammatische Verschärfung der Lautregeln zu „ausnahmslosen Lautgesetzen“ hatte v. a. methodische Bedeutung: Die Ausnahmslosigkeitshypothese bleibt einer der fruchtbarsten heuristischen Grundsätze der historischen Linguistik (vgl. Lieberman 1990, 709 f.). Alle Kritiker der Junggrammatiker stellten wohl die quasinaturnaturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeit des Lautwandels in Frage, nicht aber dessen empirische Regelmäßigkeit oder den methodischen Grundsatz, wonach Lautwandel so zu untersuchen sei, wie wenn er ausnahmslos wäre.

Theoretisch ist die junggrammatische Hypothese schwach. „Aller lautwandel, so weit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach *ausnahmslosen gesetzen*, d. h. die richtung der lautbewegung ist bei allen angehörigen einer sprachgenossenschaft, ausser dem fall, dass dialektspaltung eintritt, stets dieselbe, und alle wörter, in denen der der lautbewegung unterworfenen laut unter gleichen verhältnissen erscheint, werden ohne ausnahme von der änderung ergriffen“ (Osthoff/

Brugmann 1878, xiii). „Ausnahmslos“ ist nur „mechanischer“ Lautwandel, der aber nicht unabhängig definiert ist. Ob er „mechanisch“ sei, kann nur aus der Regelmäßigkeit seiner Durchführung erschlossen werden; Lautwandel *ist* nicht ausnahmslos, sondern wird als ausnahmslos *gesetzt* (Hoenigswald 1990, 216). Zirkulär bestimmt ist der soziale Geltungsbereich: Alle „angehörigen einer sprachgenossenschaft“ werden vom Lautwandel erfaßt, „ausser wenn dialektspaltung eintritt“. Dialektspaltung tritt aber eben dadurch ein, daß nur ein Teil der Sprachgemeinschaft von einem Wandel erfaßt wird (Coseriu 1974, 77 f.). Ferner fehlen der Definition zentrale Elemente. Zwar wird gesagt, daß Lautwandel alle Wörter mit dem fraglichen Laut ergreife, aber nicht, ob dies gleichzeitig geschehe („lexikalisch abrupt“, übersichtlich bei Yaeger-Dror 1988, 1593 f.), oder ob sich die Veränderung allmählich („lexikalisch graduell“) durch die Sprache ausbreite. Ohne diese Präzisierung schließt das Prädikat „ausnahmslos“ lexikalische Gradualität aus, da gradueller Wandel notwendigerweise für eine gewisse Zeitspanne „Ausnahmen“ aufweist. Ebenfalls im Unbestimmten wird gelassen, ob „alle angehörigen einer sprachgenossenschaft“ gleichzeitig vom Wandel ergriffen werden, oder ob er sich auch durch die Sprachgemeinschaft ausbreitet. — In Brugmanns Formulierung der Hypothese sind „intensive (sprachinterne) Allgemeinheit“ wie „extensive (sprechergruppenbezogene) Allgemeinheit“ (Coseriu 1974, 76 ff.) statische Merkmale des Lautwandels; daß sie Ergebnisse eines Prozesses sein könnten, wird nicht in Betracht gezogen.

1.3. Empirischer Wandel und die Ausnahmslosigkeit

Wandel als Prozeß wurde empirisch faßbar bei der immer genaueren Beschreibung historischer Sprachstadien und im Rahmen der Dialektologie (Bach 1969, 74 ff.), wobei in beiden Bereichen zahlreiche Fälle hochregelmäßiger Lautentwicklungen nachgewiesen werden können, ebenso aber Lautveränderungen, die nicht alle einschlägigen Wörter erfassen und solche, die bei ein und demselben Wort schwanken. Viele Ausnahmen konnten über die Analogie erklärt werden (vgl. 2.2.). Die Dialektologie versuchte früh (Bremer 1893, xiv; auch Schneider 1973, 48 ff.), die verbleibenden Widersprüche dadurch zu überbrücken, daß sie zwei grundlegend verschiedene Lautwandelmodalitäten ansetzte, die wesensmäßig nichts miteinander zu tun haben: Empirisch hochregelmäßige Veränderungen wurden auf ausnahmslosen Wandel zurückgeführt, nur diesem „echten“ (physiologisch bedingten) Lautwandel war der Terminus vorzubehalten; lexikalisch graduelle (mental bedingte) Veränderungen wurden auf Entlehnung zurückgeführt, auch Lautersatz genannt. Das Konzept ist in der deutschen Dialektologie noch immer aktuell (vgl.

Scheutz 1988; Haas 1993), meist theoretisch wenig reflektiert (am elaboriertesten Seidelmann 1992). — In der neueren Forschung ist die schon von Schuchardt (1885) vertretene Auffassung des Sprachwandels als Prozeß unbestritten. Ebenso unbestritten scheint die Ablehnung der Ausnahmslosigkeitshypothese, sowohl aufgrund ihrer theoretischen Mängel wie ihrer empirischen Unhaltbarkeit (zur Diskussion vgl. Schneider 1973; Kiparsky 1988). Aber die hochgradige Regelmäßigkeit vieler Lautwandel bleibt eine erklärungsbedürftige Tatsache (vgl. 5.1.), ebenso wie der Unterschied zwischen sehr regelmäßigen und weniger regelmäßigen Wandeln — die Opposition „Lautwandel“ vs. „Lautersatz“ taucht in allen Wandeltheorien unter unterschiedlichen Perspektiven immer wieder auf. Wenn im folgenden diese (plakativ „junggrammatisch“ genannten) Konzepte eine wichtige Rolle spielen, dann vor allem weil sie der Diskussion profilierte Orientierungspunkte liefern können.

1.4. Lautwandelformel und Aspekte der Regelmäßigkeit

Lautwandel wird üblicherweise durch die Formel $A > B / _X$ dargestellt, die den Lautwandel auf den innersprachlichen Kern reduziert: „A wird zu B unter der Bedingung X“ (für eine weniger karge Formulierung vgl. Hoenigswald 1963, 35). Der Wandelprozeß als solcher wird nicht problematisiert, die Formel stellt diachronische Korrespondenzen (Andersen 1989, 12) dar. Empirisch beruht sie auf dem Vergleich homeosemantisch-heterogener Zeichen-Paare, von denen je ein Partner einem der beiden Sprachstadien angehört und die sich idealerweise nur im fraglichen Laut unterscheiden. — Die Formelschreibung drückt aus, daß die *gleichartige* Veränderung „eines“ Lauts in einer *Klasse* von Morphemen erfaßt werden soll, sie zielt auf regelmäßige Wandel in bezug auf drei innersprachliche Aspekte:

- (1) Feste Zuordnung von Ausgangssegment und Resultat;
- (2) exakte Definierbarkeit der betroffenen Morphemklasse durch lautliche Bedingungen;
- (3) Durchführung in einer Vielzahl einschlägiger Morpheme.

Die Formel vernachlässigt den sozialen Aspekt der Regelmäßigkeit, die „extensive Allgemeinheit“ eines Wandels.

2. Lautwandeltypologie

Lautveränderungen lassen sich nach den unterschiedlichen Gesichtspunkten, welche die Lautwandelformel ausdrückt, klassifizieren.

2.1. Klassifikation nach dem Ergebnis

Die meisten Lautwandel verändern das Lautsegment als solches. Als Extremfälle haben *Schwund* und *Sprossung* (bei Konsonanten *Epenthese*) zu gelten. Sprossung ist selten und in der Regel nicht eine *creatio ex nihilo* (uridg. */>urgerm. *ul z. B. könnte autosegmental als Veränderung der Beziehungen zwischen den verschiedenen *tiers* beschrieben werden). — „Klassischer“ Lautwandel verändert ein einzelnes Element, in der Regel bloß einige seiner Eigenschaften. — Die Beziehungen zwischen Ausgangselement und Wandelergebnis können „lautphysiologisch“ beschrieben werden, [e] > [ɛ] etwa als „Senkung“ oder als „Entspannung der Zunge“. Die Beschreibung verhält sich so, wie wenn die beiden Elemente nebeneinander bestünden und unmittelbar verglichen werden könnten; der Wandelvorgang wird mit einer Artikulationsbewegung gleichgesetzt. Dieser Kunstgriff erlaubt Klassifizierung und Vergleich von Lautveränderungen nach den phonetischen Beziehungen zwischen den Termen. Da alle phonetischen Merkmale eines Lautes verändert, erworben oder verloren werden können, „ist es möglich, für die Charakteristik des Wandels dieselben lautlichen Merkmale zu verwenden, die auch für die Beschreibung der Laute verwendet werden. Es gibt labialisierte Konsonanten, folglich auch Labialisierung und Entlabialisierung“ (Boretzky 1977, 84). — Unter phonologischem Gesichtspunkt können Veränderungen von Lautelementen als subphonemische Normveränderungen, als Phonemzusammenfall, -spaltung oder -schwund beschrieben werden (Martinet 1955, 175; Art. 34, 46). — Die Veränderung der Serialisierung von Elementen, die sog. *Metathese*, wird traditionell zu den Lautwandel gerechnet. Obwohl bestimmte Laute (z. B. *r*) besonders anfällig für solche (seltene) Veränderungen sind, handelt es sich auch qualitativ um Randphänomene, da es nicht um die Veränderung der Segmente selber geht.

2.2. Klassifikation nach den Bedingungen

Wird ein Laut nur dann verändert, wenn sein Kontext bestimmte lautliche Eigenschaften aufweist, spricht man von *bedingtem* oder *konditioniertem Lautwandel*; ein Beispiel ist der germ. *i*-Umlaut *a* > *e*, der nur eintrat, wenn *i/j* in der Folgesilbe stand (**gasti* > *gesti*); oft haben konditionierte Wandel mehrere Bedingungen (vgl. Verners Gesetz). Lautwandel, für die keine solche Bedingungen auszumachen sind, werden *spontan* genannt. Während der *i*-Umlaut durch genau ein phonetisch nah verwandtes Element konditio-

niert wird, werden andere Veränderungen durch Segmentklassen bedingt (z. B. alle Vokale). — Neben segmentalen gibt es auch suprasegmentale und silbenstrukturelle Bedingungen. Die meisten Wandel setzen bestimmte Akzentuierungen als suprasegmentale Bedingung voraus, die aber gewöhnlich aus der Formel herausgenommen werden und z. B. in Kapitelüberschriften erscheinen („Die Vokale der Stammsilben“); solche Lautwandel gelten in der Praxis ebenfalls als „spontan“. Zu den silbenstrukturellen Bedingungen gehören etwa Position im Anlaut und im Auslaut. — Die wichtigste Kategorie nicht-lautlich bedingter Lautveränderungen ist die *Analogie*, der über den Zeicheninhalt vermittelte Ersatz eines Lautes, z. B. der „Wandel“ von *e* > *a* in frühahd. Gen. Sg. *henin* > späthd. *hanin* im Zuge der „Funktionalisierung“ der Umlaut-Operation. — Selten dürfte lautsymbolisch bedingter Wandel sein, der auf Wörter mit bestimmten Bedeutungskomponenten beschränkt ist (Mannheim/Newfield 1982). — Auch die Texthäufigkeit kann Lautveränderungen bedingen: Wenn nach Zipfs Gesetz häufig verwendete Wörter kürzer sind, dann setzt dies die Bindung der Kürzung an die Häufigkeit voraus (Boretzky 1977, 80).

2.3. Klassifikation nach den phonetischen Beziehungen zwischen Ergebnis und Bedingung

Wenn das Ergebnis eines Lautwandels dem bedingenden Laut phonetisch ähnlicher ist als das Ausgangselement, dann spricht man von *Assimilation* (regressiv: der veränderte Laut steht vor dem bedingenden; progressiv: der veränderte Laut steht nach dem bedingenden); im umgekehrten Fall spricht man von *Dissimilation*.

2.4. Klassifikation nach der Intensität der Durchführung

Die Klassifikation der Lautwandelresultate nach der Intensität der Durchführung betrifft die „intensive Allgemeinheit“, den dritten Aspekt der Regelmäßigkeit (vgl. 1.4.). Die Empirie kennt Lautveränderungen, die in bezug auf die beiden ersten Aspekte regelmäßig, in bezug auf den dritten Aspekt nicht-ausnahmslos sind: Ein schweizerdeutscher Lautwandel dehnt mhd. *a* zu /a:/ (regelmäßige Zuordnung), und zwar nur in offener Silbe (regelmäßig in einer bestimmten Umgebung), aber nicht in allen einschlägigen Morphemen (unregelmäßig in bezug auf die intensive Allgemeinheit); dies führt zu Gegensätzen wie *wade* ‘Wade’ vs. *laade* ‘Laden’ (Haas 1978, Karte 9). Eine solche Veränderung wird traditionell *sporadischer Lautwandel* genannt — im junggrammatischen Modell eigentlich eine

contradictio in adjecto — und wird gewöhnlich auf Entlehnungen aus benachbarten Dialekten (Lautersatz) zurückgeführt (vgl. 1.3.), oder es wird angenommen, daß noch nicht alle Bedingungen entdeckt worden seien (zur theoretischen Problematik des Arguments Lieberman 1990, 710). — Empirisch weisen aber auch jene hochregelmäßigen Lautveränderungen, die man auf ausnahmslosen Wandel zurückführen möchte, immer Ausnahmen auf; hier spricht man traditionellerweise nicht von sporadischem Lautwandel, sondern führt die Ausnahmen auf die Durchkreuzung des „mechanischen“ Lautwandels durch Analogie- und Entlehnungsprozesse zurück. Es beruht somit auf einer zwar quantitativ gestützten, letztlich dennoch willkürlichen Entscheidung, ob eine Lautveränderung als „echter Lautwandel“ mit Ausnahmen (aufgrund von Interferenzen) oder als „sporadischer Lautwandel“ (z. B. aufgrund von Entlehnungen) interpretiert wird. Die junggrammatische Theorie sieht keine Verbindung zwischen den wesensverschiedenen Veränderungsarten vor und damit auch keine Skala der Durchführungsintensität. — Empirisch empfiehlt es sich, auch bei regelmäßigem Wandel verschiedene Intensitätsgrade zu unterscheiden (Boretzky 1977, 95 ff.); „Ausnahmslosigkeit“ stellt dann die höchste Stufe der Regelmäßigkeit dar, ist aber kein Definitionsmerkmal von Lautwandel; der Terminus bleibt wegen der Unmöglichkeit induktiver Allaussagen problematisch, ohne seinen heuristischen Gebrauchswert einzubüßen. „Sporadisch“ kann auf Lautwandel mit geringerer Durchführungsintensität angewandt werden. In einem streng empirischen Ansatz werden die Intensitäten ohnehin statistisch ausgedrückt (vgl. etwa Ogura 1990, 14 ff.). — Das *langue*-bezogene Konzept des ausnahmslosen Lautwandels impliziert ferner, daß ein Wandel *kategorisch* durchgeführt werde, d. h., daß die betroffenen Morpheme bei jeder Realisierung die Veränderung zeigen. Seit jeher sind aber Veränderungen bekannt, deren Resultat *variabel* ist, indem das gleiche Morphem sowohl mit dem „alten“ wie dem „neuen“ Laut realisiert werden kann, und dies ggf. durch den gleichen Sprecher. Es empfiehlt sich deshalb, Regelmäßigkeit und Kategorizität als unabhängige Beschreibungsparameter einzusetzen. Hochregelmäßige Wandel sind meist zugleich kategorisch, können aber auch variabel sein: Schweiz. *l > u* (*gold > goud* 'Gold') ist insofern regelmäßig nach allen drei Aspekten (vgl. 1.4.), als der Wandel alle und nur die Morpheme erfassen kann, welche die Bedingungen erfüllen, aber insofern variabel, als ihn nicht alle Äußerungen des gleichen Morphems aufweisen (Christen 1988). Umgekehrt können sporadische Wandel kategorisch sein, etwa im

Beispiel *wade* vs. *laade*, wo die Dehnung sporadisch geblieben ist, die einzelnen Wörter aber kategorisch realisiert werden. Als vierte Kombinationsmöglichkeit sind *variable*, sporadische Lautwandel anzusetzen.

3. Lautwandeltypologie und Lautwandeltheorie

3.1. Tendenzen des Lautwandels

Die Analyse vollzogener Lautwandel liefert auf induktivem Weg Erkenntnisse über immer wieder vorkommende gleichartige Veränderungen in den Sprachen der Welt und ermöglicht es, „Tendenzen des Lautwandels“ zu formulieren: „Langvokale werden eher geschlossen als geöffnet“ (vgl. Labov 1994, 116), „unbetonte Vokale werden eher reduziert als gedehnt“, „die Tendenz zu Koartikulation führt zu Assimilationen“ (Boretzky 1977, 116 ff.; Yaeger-Dror 1988, 1595). Ein erstes Ziel wäre die Erarbeitung eines breit abgestützten Katalogs der belegten unmittelbaren „Wandelmöglichkeiten“ aller Laute, etwa im Sinne von Wiesingers (1990) „Phonogenetik“. — Die Möglichkeit solcher Formulierungen deutet darauf hin, daß die Veränderbarkeit der Laute universell eingeschränkt ist: Nicht alle Veränderungen sind gleichermaßen möglich, einige sind häufiger als andere, Veränderungen verlaufen in kleinen Schritten, was ggf. Zwischenstufen voraussetzt, z. B. *u* (> *ü*) > *i* usw. (Dressler 1971).

Hier ergibt sich der Anschluß an die sog. Natürliche Phonologie. Deren zahlreiche Entwürfe stimmen darin überein, daß sie die synchrone Phonologie einer Sprache als Regelwerk betrachten, dessen Regeln nicht bloß beschreibungsadäquat, sondern insofern erklärend sein müssen, als sie sich auf übergeordnete, in der Natur des menschlichen Sprechens begründete Prozesse und Prinzipien zurückführen lassen (zum Erklärungsbegriff vgl. z. B. Vennemann 1983, 8 f.). Über die Beobachtung von Lautalternanzen lassen sich Hierarchien von Lauten erstellen, die Aussagen darüber erlauben, welche Laute „natürlich“ aus einem andern ableitbar sind, wobei in der unterliegenden Struktur jene Elemente angesetzt werden, aus denen synchrone (z. B. morphonologische) Alternanten durch natürliche Prozeß-Regeln ableitbar sind. Umstritten ist alles andere: Art, Umfang und Darstellung der Hierarchien und ihr Zusammenhang mit der Markiertheit; Art und Zahl der als „natürlich“ angesetzten Prozesse; Formulierung der Bedingungen, unter denen die Prozesse wirksam werden; Rückführung der Prinzipien auf allgemeinere Prinzipien, vom Trägheitsgesetz über die „Ikonizität“ zur „Funktionalität“ (vgl. Dressler 1985, bes. Kap. 10).

In bezug auf den Lautwandel besteht Konsens, daß „Lautwandeltendenzen“ und synchrone phonologische Prozesse durch die gleichen Prinzipien und Hierarchien zu erklären sind. Die Prozesse erzeugen synchrone Variation; aus ihr „entsteht“ unter gewissen Bedingungen Lautwandel, dessen Ergebnis zum Ausgangssegment logischerweise im gleichen natürlichen Verhältnis steht, wie in der ursprünglichen synchronen Variation das abgeleitete zum zugrundeliegenden Element. Besonders interessant dürften die synchron „freien“ Varianten sein, die wohl durch Register-Faktoren (mit-)bedingt sind (ein interessantes Modell schlägt Back 1991 vor). — Trotz großer Schwierigkeiten scheint klar, daß ein tieferes Verständnis der „Wandeltendenzen“, des Lautwandels überhaupt, von der Entwicklung der Natürlichen Phonologie abhängt. Vorläufig lassen sich Lautwandel, die einer induktiv gewonnenen Lautwandeltendenz entsprechen, hypothetisch als „natürliche“ von andern unterscheiden (z. B. als *connatural* vs. *abnatural developments*; Bailey 1985, 2 f.). — Von den theoriezentrierten Vertretern der Natürlichen Phonologie unterscheiden sich scheinbar diametral jene empirischen Phonetiker, die allen Lautwandel auf beobachtbare Performanzschwankungen zurückführen wollen; die mentale und kreative Seite der Sprache verrät sich für sie nicht in Veränderungsregeln, sondern in korrektiven Regeln, die den allgegenwärtigen Wandel im Zaum halten. Die Überzeugung „sound change is drawn from a pool of synchronic variation“ (Ohala 1989) verbindet aber die beiden Richtungen. Die experimentelle Phonetik nimmt auch auditiv bedingte „natürliche“ Wandel an, auf „systematischem Verhören“ beruhende Reproduktionsfehler (Ohala 1989; Uguzzoni 1989/90; dagegen Back 1991, 9 u. ö.). — Im Modell der strukturalistischen Phonologie lassen sich manche Wandel als Befriedigung von Systembedürfnissen interpretieren: Füllung von Lücken im System, Herstellung von Symmetrie, Ausweichen vor Nachbarphonemen usw. (Martinet 1955, Ronneberger-Sibold 1980). Strukturalistische Interpretationen sind nicht ohne empirischen Gehalt und wertvoll, weil sie die Laute und ihre Veränderungen in ihrem gegenseitigen Verhältnis erfassen, aber es müßte weiter gefragt werden, auf welche Modell-externen Phänomene sich die Metaphern der strukturalistischen Phonologie beziehen. „Symmetrie“-Erscheinungen wie die Pfalzischen „Reihenschritte“ (Pfalz 1918) könnten z. B. physiologisch, wahrnehmungspsychologisch oder über Eigenschaften der kognitiven Repräsentation von Ausdrücken begründet werden. Auch die Vermutung größerer Wandelresistenz distinktiver, damit einzelsprachlich definierter Merkmale ist zu bedenken (Gvozdanović 1982,

83 f.). Bevor solche Zusammenhänge geklärt sind, sollte (entgegen Ohala 1989) nicht auf die Beachtung der strukturalistisch formulierbaren Wandeltendenzen verzichtet werden.

3.2. „Ursachen“ des Lautwandels

Die nach 3.1. induzierbaren Tendenzen werden oft als „Ursachen“ des Lautwandels bezeichnet. Dies beruht nicht zuletzt auf der Gleichsetzung des Lautwandels mit einer Artikulationsbewegung durch die Lautwandelformel (vgl. 2.1.). Wenn der phonetische Gehalt einer Formel als „Senkung der Zungenhöhe“ beschrieben werden kann, liegt der Trugschluß nahe, der historische Wandel sei ebenso kausal erklärbar, wie die Senkung der Zungenhöhe tatsächlich eine phonetische Veränderung der Vokalqualität verursacht. Daß es sich aber bei den Tendenzen wie bei den natürlichen Prozessen oder den strukturalistischen Systembedürfnissen nicht um Kausalgründe handeln kann, ergibt sich schon daraus, daß sie Wandel auf der Ebene der *langue* und der Sprachgemeinschaft weder erzwingen noch vorhersagen können; es ist deshalb empfehlenswert, „Ursache“ in diesem Zusammenhang überhaupt zu vermeiden und mit Coseriu (1974, 95 f.) von „Bedingungen“ zu sprechen. — Die physisch-kognitiven und kommunikativen Bedingungen des Sprechens können *kausal* zweifellos zu punktuellen „natürlichen“ Lautveränderungen führen, die aber individuelle Erscheinungen der *parole* bleiben. Sie mögen den „Rohstoff“ bilden, aus dem der Lautwandel schöpft, aber die physische und kognitive Ausstattung der Spezies ist nur *eine* Voraussetzung der Sprache. Lautwandel als Phänomen der *langue* liegt erst vor, wenn die gleiche Veränderung von mehreren Sprechern vollzogen und der gemeinsamen Sprachtradition einverleibt wird.

3.3. Innovation, Neuerung und Ausbreitung

Eine Theorie des Lautwandels sollte demnach zumindest die folgenden Bereiche umfassen:

- (1) *Die Theorie der Innovationen*
eruiert, kategorisiert
und erklärt die aufgrund diachroner und synchroner Empirie feststellbaren Wandeltendenzen.
- (2) *Die Theorie der Neuerungsentstehung*
erklärt, wie
aus punktuellen Innovationen der *parole* Fakten der *langue* werden; dies ist der epistemologisch und empirisch schwierigste Bereich.
- (3) *Die Theorie der Neuerungsausbreitung*
beschreibt
und erklärt die Ausbreitungsprozesse, durch die eine lautliche Neuerung intensive und extensive Allgemeinheit erwirbt.

Phonetik und historische Linguistik haben sich traditionell mit (1), Dialektologie und Soziolinguistik mit (3) beschäftigt. Doch auch der Beitrag anderer Zweige der Sprachwissenschaft ist nötig. Die Spracherwerbsforschung ist zu beteiligen, denn Ausbreitung eines Wandels durch die Sprachgemeinschaft bedeutet Lernen einer Neuerung durch neue Individuen mit allen Folgen, die Lernprozesse haben können (vgl. 6.). Die theoretische Linguistik ist gefordert, weil die systeminterne Ausbreitung von Neuerungen nur im Rahmen einer dynamisch konzipierten Sprachtheorie modellierbar ist, die weder Geschlossenheit noch Invariabilität der Sprache voraussetzt (vgl. Kiparsky 1988, 375). In der Forschungswirklichkeit leiden Sprachwandelt heorien an der Neigung zu monokausalen Erklärungen und zur Verabsolutierung von Teilaspekten (Scheuringer 1984). Noch zu oft werden die phonetischen „Ursachen“ überbetont und konzentrieren sich soziolinguistische Ansätze auf den Ausbreitungsaspekt (vgl. Labovs oft angegriffenes Diktum: „Thus the origin of a change is its ‘propagation’ or acceptance by others“ 1972, 277). Die Neuerungsentstehung wird vernachlässigt oder metaphysisch verunklärt („die einzige eigentlich kausale Erklärung eines neuen Sprachfaktums ist, daß die Freiheit es mit einem Zweck geschaffen hat“, Coseriu 1974, 174).

4. Die Entstehung von Neuerungen

4.1. Innovation und Neuerung

„Innovation“ bezeichnet individuelle, punktuelle, der *parole* angehörige Abweichungen von einer Lautnorm, „Neuerung“ bezeichnet ein neues Sprachfaktum, das Teil der *langue* (geworden) ist (Haas 1978, 9 ff.). — Innovationen gründen in den Schwankungen, die bei der Lautrealisierung durch lebendige Organismen unvermeidlich sind. Der größte Teil fällt unter die Wahrnehmungsschwelle, einige unwillkürliche Lautschwankungen aber fallen in den Wahrnehmbarkeitsbereich, ohne die Verständigung zu behindern, da sie in bedeutungsvolle Sprachelemente eingebunden sind (Lüdtke 1984, 736); hier kann sinnvoll von *Variation* gesprochen werden. — Als konkrete physikalische Ereignisse haben Innovationen immer einen „lautphysiologischen“ Kausalgrund, der seinerseits auf übergeordnete Ursachen zurückführbar ist. Von den Variationen, die auf irgendwelchen Zufällen beruhen (Schnupfen, etc.), heben sich diejenigen ab, die einer „natürlichen“ Lautwandeltendenz entsprechen. Sie sind ebenfalls punktuell und individuell, lassen sich aber zu Typen zusammenfassen und teil-

weise unter Laborbedingungen erzeugen (vgl. Ohala 1989). — Es ist denkbar, daß ein einzelner Sprecher eine abweichende Lautung habitualisiert (Andersen 1989); seine Grammatik weist dann eine systematische „Neuerung“ auf, die aber aufgrund ihres idiosynkratischen Charakters zu den Innovationen zu zählen ist. — Innovation wie Neuerung sind komparatistische Begriffe, da sie einen Vergleich zweier Sprachzustände voraussetzen. Eine Innovation gibt sich als punktuelle Normabweichung immer zu erkennen, eine Neuerung kann als solche nur erkannt werden, wenn der alte Brauch noch zugänglich ist — in der historischen Dokumentation oder als synchrone Variation zwischen Registern, Sozio- oder Dialekten. Innovation und Neuerung können physikalisch identisch beschrieben werden, haben aber einen andern Status in bezug auf ihre „Einbettung“ in Sprache und Gesellschaft. Zum Lautwandel führt erst ein Statuswechsel, die Überführung einer Innovation in eine Neuerung.

4.2. Von der Innovation zur Neuerung

Zu begreifen ist hier die erstmalige Verankerung eines neuen Faktums in der kollektiven Sprachtradition. Es geht also letztlich um das Problem der „Entstehung der Sprache“. — Traditionell lassen sich zwei Auffassungen des Vorgangs unterscheiden. Der *individualistische Standpunkt*, vertreten etwa von Max Müller, Schuchardt, Streitberg, Jespersen u. v. a., unterstellt, daß jeder Sprachwandel auf der Innovation eines Einzelsprechers beruhe, die schließlich von andern übernommen und dadurch zur Neuerung werde. Der *kollektivistische Standpunkt*, vertreten etwa von Hermann Paul (1920, 62 A. 1), nimmt dagegen an, daß eine Neuerung von allem Anfang an bei mehreren Sprechern entstehe, somit von Anfang an ein Gruppenphänomen sei. — Da Sprache keine von den Sprechern unabhängige Existenz besitzt, ist der individualistische Standpunkt auf den ersten Blick überlegen. In der Tat mußten Vertreter des kollektivistischen Standpunkts zu zweifelhaften Argumenten greifen, um das gleichzeitige Auftreten der gleichen Neuerung bei allen Mitgliedern einer Gruppe erklären zu können (vgl. z. B. Kauffmann 1890). — Der individualistische Standpunkt scheint rationaler, muß aber die Akzeptierung einer individuellen und punktuellen Normabweichung durch die andern Sprecher erklären, und dies scheint letztlich mindestens so unbegreiflich, wie ihre kollektive Entstehung bei vielen. Idiosynkratische „Neuerungen“ sind wohl so auffällig wie physiologisch bedingte „Sprachfehler“ und dürften damit trotz ihrer Re-

gelmäßigkeit geringe Chancen haben, von andern übernommen zu werden. Paul wollte über die individuelle Realisations-Variation eine allmähliche Verschiebung des „Bewegungsgedankens“ und dadurch des Usus herbeiführen; da zufälliges Schwanken die statistische Norm nicht verändert, führte er als alle Individuen beeinflussenden biologischen Faktor die „Bequemlichkeit“ ein (Paul 1920, § 38). Im Grunde ähnlich erklären auch viele Schulen der Natürlichen Phonologie die Gerichtetheit des Lautwandels. Gegenüber allen „physikalistischen“ Modellen betont Coseriu (1974), daß die Sprecher durch kein Naturgesetz gezwungen sind, naturgesetzlich entstandene Innovationen in brauchwürdige Neuerungen zu überführen; seine Lösung, wonach die „Freiheit“ der Sprecher die Neuerungen aus dem Innovationsangebot mit einem Ziel auswähle, hypostasiert die „Freiheit“ zu einem mythischen Wesen (zu den Problemen funktionalistischer Erklärungen; Kiparsky 1972, 224; Keller 1990, 118 ff.). — Kellers Vorschlag, Sprachwandel als einen *Invisible-hand*-Prozeß zu verstehen, könnte das Rätsel der Neuerungsentstehung rationalem Verständnis näher bringen (Keller 1982; 1990). Nach diesem *interaktionistischen Standpunkt* ergibt sich der Wandel der Sprache als nicht-beabsichtigte Folge vieler intentionaler Sprechhandlungen vieler Sprecher. Deren Intention ist es, mit ihren Sprechhandlungen den optimalen Erfolg zu erzielen; dem gehorcht auch die Wahl aus den verfügbaren Varianten. Zwar sind die Sprecher dabei grundsätzlich frei, aber zur Erreichung bestimmter Ziele empfiehlt sich die Auswahl bestimmter Varianten und die Vermeidung anderer. Wenn aber viele immer wieder aufgrund geteilter Handlungsmaximen die gleiche Variante wählen, ergibt sich als notwendige, aber nicht intendierte Folge der Ersatz der alten Variante durch die neue und damit der Wandel der Sprache.

Die Anwendung dieses Konzepts auf den Lautwandel stößt allerdings auf spezifische Schwierigkeiten (Keller 1990, 197 ff.). Der Wahlprozeß aufgrund geteilter Maximen aller Sprecher einer Gruppe zugunsten einer Variante ist bei nicht sinntragenden Lauten nur schwer vorstellbar. Bei der Sprachproduktion entstehen zwar dauernd „natürliche“ und innovative Varianten; weniger sicher ist, ob der gleiche Innovationstyp so konstant zur Verfügung steht, daß er tatsächlich eine Wahlmöglichkeit eröffnet. Völlig unklar ist, welche Handlungsgrundsätze die Sprecher veranlassen könnten, einen bestimmten Typ automatischer Innovationen auszuwählen, so daß er — nicht-intendiert — schließlich zur Neuerung wird.

Lüdtke (1980; 1984) ersetzte die Maximen für den Lautwandel durch die „Redundanzsteue-

rung“, eine Art Interface zwischen phonetisch-biologischen, kognitiven und interaktiv-kommunikativen Mechanismen.

Biologische Faktoren drängen den Organismus überindividuell und richtungskonstant zur Verminderung des Artikulationsaufwands. Dem steuert die Kognition entgegen, aber nur in dem Maß, wie durch den Abbau der phonetischen Distinktionen das Kommunikationsziel in der jeweiligen Interaktion gefährdet scheint. Die Biologie hat ein leichtes Übergewicht, so daß die weniger ausgeprägten Realisationen stets häufiger sind und sich als neue Normen traditionalisieren. Der Abbauprozess wird deshalb als unaufhaltsam und unumkehrbar verstanden — bis die summierten Veränderungen in Störungen umkippen, die durch Einfügen neuen sinntragenden Materials „therapiert“ werden müssen. Die eingefügten Elemente unterliegen wieder der „Erosion“, und so fort.

Lüdtkes Modell ist immer noch zu naturgesetzlich (Keller 1990, 143 ff.), deshalb kann es weder alle Lautwandel, noch das unterschiedliche Tempo und Ausmaß der Abbauphänomene in verschiedenen Sprachen erklären (vgl. Dausen 1990). — Ein prinzipielles Problem der *Invisible-hand*-Erklärungen liegt in der empirischen Unzugänglichkeit der unterstellten kollektiven Prozesse. Schwankungen auf der Ebene der *parole* sind zwar beobachtbar (vgl. 4.1.), doch kann nicht vorausgesagt werden, welche der beobachteten Innovationen zu Neuerungen führen werden. Ebenso beobachtbar sind Neuerungen als systematische Variation, aber zu diesem Zeitpunkt ist der Weg von der Innovation zur Neuerung für den Beobachter bereits verschüttet, er ist nur durch „vermutende Geschichte“ (Keller 1990, 33 ff.) mehr oder weniger plausibel rekonstruierbar. — Lüdtkes Euphorie in bezug auf den Quantensprung, den die *Invisible-hand*-Erklärung für die Sprachwandelforschung bedeute (Lüdtke 1984, 737), muß für die Lautwandelforschung gedämpft werden. Aber die entsprechende Sprachauffassung trägt Wichtiges zum Verständnis auch des Lautwandels bei: (1) Sie fordert dazu auf, Neuerungsentstehung als interaktives Phänomen zu modellieren und damit die Unzulänglichkeiten sowohl des individualistischen wie des kollektivistischen Standpunkts zu überwinden. (2) Sie kann den Bereich der „vermutenden Geschichte“ einschränken. Neuerungsentstehung als interaktives Phänomen setzt banalerweise Interaktion der Individuen voraus. Neuerungen der gesprochenen Sprache können somit nur in primären Gruppen entstehen, in denen Interaktion tatsächlich möglich ist — nicht aber in Sprachgemeinschaften oder abstrakten sozioökonomischen Schichten. Dagegen sind soziale Netz-

werke Kandidaten für Neuerungsgruppen, da sie über das Merkmal der kommunikativen Interaktion definiert sind (Milroy/Milroy 1985). — Wenn die primäre Gruppe als Ort der Neuerungsentstehung ausgemacht wird, dann liegt es nahe, auch Erkenntnisse der Kleingruppenpsychologie zur Erklärung der Neuerungsentstehung beizuziehen, etwa die empirisch belegte Tendenz zur Gruppenuniformität. Auch Verhaltensregelmäßigkeiten dieser Art können im Prozeß der Innovationsselektion eine Steuerungsrolle übernehmen. — Somit kann postuliert werden, daß eine Innovation nur in der Interaktion und durch die Interaktion mehrerer Sprecher zur Neuerung werden kann. Für die erste Phase des Lautwandels ist die Opposition Entstehung vs. Ausbreitung aufgehoben, jede Neuerung ist von Anfang an ein soziales, wenn auch auf wenige Individuen beschränktes Phänomen, sie beginnt mit einer extensiven Allgemeinheit, die größer ist als 1. — „Redundanzsteuerung“ und „Tendenz zur Gruppenuniformität“ sind Chiffren für multifaktoriell gesteuerte komplexe Verhaltensweisen. Das bedeutet, daß trotz aller Präzisierungen des Umfelds die ausschlaggebenden nomologisch-deduktiven „Gründe“ für eine konkrete Neuerung letztlich unbekannt bleiben müssen (Bloomfield 1933, 385; Lass 1980). Aber „chaotische“ Phänomene dieser Art sind nicht auf den Bereich der unpräzisen Geisteswissenschaften beschränkt, noch ist die Frage nach Gründen und Zusammenhängen hier sinnlos (vgl. Harris 1982).

4.3. Innovation, Variation, Neuerung

Daß Lautwandel variabel beginne, ist heute *communis opinio*. Variabilität der Lautproduktion mußte seit jeher akzeptiert werden, ihr Einbau in ein Sprachwandelmodell bereitete aber besonders der strukturalistischen Theorie Probleme, da ihre Oppositionen nur abrupt veränderbar sind (noch Coseriu spricht vom Austausch einer Schreibmaschinentype 1974, 80). Andererseits macht die Aufnahme systematischer Variation Sprachbeschreibungen empirisch adäquater, aber infolge der Zulassung „außersprachlicher“ Faktoren theoretisch problematischer. Das prinzipielle Problem der Überführung von Innovationen in Neuerungen wird durch die Variationsgrammatik nicht gelöst, es stellt sich hier nur in der Form, wie Sprachproduktionsvariation in variable Kompetenzregeln überführt wird, die für das Verständnis der sprachinternen Ausbreitung von Neuerungen (vgl. 5.1., 6.) allerdings unabdingbar sind.

5. Die Ausbreitung von Neuerungen

5.1. Neuerungsausbreitung durch das Sprachsystem

Zur Erklärung der intensiven Allgemeinheit einer Neuerung wurden unterschiedliche Modelle vorgeschlagen:

- (1) Der Wandel ergreift von Anfang an alle Vorkommen eines Lauts: „junggrammatischer“ Lautwandel.
- (2) Der Wandel beginnt in einem Wort und greift dann auf andere über: Lautersatz, neuentdeckt als *lexical diffusion*.
- (3) Der Wandel beginnt bei einem Wort und greift auf andere Wörter über; in einer bestimmten Phase wird aufgrund der geneuerten Wörter eine Regel abstrahiert, die dann „abrupten“ Wandel herbeiführt (Haas 1978, 38 ff.).

Das junggrammatische Konzept anerkennt die Modelle 1 und 2, hält sie aber für wesensverschieden und ohne innere Verbindung (vgl. 1.3.). Allerdings kann das Ergebnis besonders erfolgreichen Lautersatzes nicht von dem des „echten“ Lautwandels unterschieden werden (Haag 1929/30, 26). — Im Gegensatz dazu setzen seit Schuchardt die Kritiker der Junggrammatiker Modell 2 absolut: Jegliche Lautveränderung beruht auf Lautersatz, ein „junggrammatischer“ Lautwandel existiert nicht. — Die empirische Lautwandelforschung Labovscher Prägung, die sich auf die Neuerungsausbreitung konzentriert, rechnet wieder mit beiden Wandelarten. Als „junggrammatischen“ Wandel klassifiziert sie eine spontane oder konditionierte Neuerung, die bei allen Sprechern, die sie aufweisen, in „allen“ einschlägigen Morphemen (variabel) feststellbar ist. Als Lautersatz klassifiziert sie eine Neuerung, die an Einzelwörter gebunden auftritt oder in nicht phonetisch definierbaren Wortklassen. Das Modell unterscheidet sich aber in wesentlichen Punkten vom junggrammatischen. Zum einen sieht es auch für „junggrammatischen“ Lautwandel Ausbreitung durch das Lexikon vor, nämlich durch Verallgemeinerung einer Neuerung auf weitere Kotexte (vgl. 6.3.); „lexikalisch abrupt“ bedeutet hier also nur „gleichzeitig in allen Elementen einer innersprachlich definierten Wortklasse auftretend“, wobei diese Klasse zu Beginn klein sein kann (vgl. 6.3.). Zum andern versucht Labov, den beiden Wandelmodalitäten unterschiedliche Veränderungstypen zuzuweisen. Diphthongierungen von Hochzungenvokalen z. B. würden lexikalisch abrupt beginnen, Dehnungen und Kürzungen dagegen würden sich lexikalisch graduell ausbreiten (Labov 1994, 543). An der Verschiedenartigkeit der

Wandelarten wird festgehalten, wenn auch die Ränder unscharf werden. Welche Eigenschaften eine Lautveränderung für die eine oder andere Wandelart prädisponieren, bleibt offen. — Modell 3 faßt die beiden Wandelarten als Stufen eines einheitlichen Prozesses auf und läßt sich an die Theorie der Neuerungsentstehung anschließen. Innovationen sind notwendigerweise Veränderungen individueller Zeichenausdrücke; Modell 3 unterstellt, daß deshalb auch die Neuerung in der allerersten Phase des Lautwandels an ein individuelles Einzelwort gebunden sein müsse. Doch diese mechanistische Argumentation ist nicht zwingend. Innovationen, die einer Tendenz entsprechen, sind im Gegenteil in vielen Wörtern mit dem Ausgangslaut zu erwarten. Die Lautwandeltheorie sollte deshalb die Möglichkeit zulassen, daß Innovationen schon in der ersten Phase nicht in der Form modifizierter Einzelwörter zur Neuerung werden, sondern direkt in der Form von (variablen) Regeln; solche Neuerungen verfügten somit von Anfang an über eine intensive Allgemeinheit, die größer als 1 ist. Wie im Falle der extensiven Allgemeinheit bereitet diese Annahme rationale Probleme. Eine Erklärung könnte in der Richtung von Kiparskys Vorschlag gesucht werden, wonach regelmäßige Lautwandel in der Kompetenz als „postlexikalische Regeln“, sporadische Lautwandel als „lexikalische Regeln“ repräsentiert sind (z. B. Kiparsky 1988, 389 f.; vgl. Labov 1994, 537 ff.). Der Unterschied würde damit auf der systematischen Stelle beruhen, die einer Neuerung in einem entsprechend konzipierten Grammatikmodell zugewiesen wird, und die ihrerseits von der phonetischen „Natur“ der Variation abhängen dürfte, die der Kognition zur Verarbeitung aufgegeben wird (zu den „Entlehnungen“ vgl. 6.3.). Die Möglichkeit unterschiedlicher Internalisierung von Neuerungen ist nicht an ein spezifisches Phonologiemodell (etwa jenes von Kiparsky) gebunden, Back (1991) scheint mit seinen „analogischen“ Prozessen einen ähnlichen Sachverhalt zu meinen. — Damit wird das junggrammatische Lautwandelkonzept in einem engen Kernbereich rehabilitiert: Es ist sinnvoll, wenn es sich auf die Entstehung einer Neuerung als Regel bezieht; solche Neuerungen treten gleichzeitig bei mehreren Sprechern und in vielen Morphemen auf; für strenge Ausnahmslosigkeit ist allerdings auch hier kein Platz. Das „junggrammatische“ Lautwandelkonzept ist in der Phase der *Invisible-hand*-Prozesse zu situieren. Hierzu stimmt die Bemerkung vieler Dialektologen, wonach „echter“ Wandel nirgends beobachtet werde; das liegt aber nicht daran, wie einige gemeint haben, daß „echter“ Lautwandel heutzutage nicht mehr

vorkomme, sondern an der empirischen Unzugänglichkeit von *Invisible-hand*-Prozessen.

5.2. Neuerungsausbreitung durch die Sprachgemeinschaft

Im Gegensatz zur Entstehung einer Neuerung scheint ihre Ausbreitung auf weitere Sprecher problemlos beobachtbar und damit „trivial“ zu sein (Lüdtke 1980, 9). Ausbreitungsuntersuchungen sind in der Regel empirisch ausgerichtet und zeichnen sich oft durch methodischen Einfallstreichtum aus; dennoch ist ihre Neigung, Wandel mit Ausbreitung gleichzusetzen, ungerechtfertigt (vgl. 3.3.). — Ausbreitungsuntersuchungen erhellen die innersprachliche und (bevorzugt) die außersprachliche Einbettung verlaufender Veränderungen. Innersprachlich geht es um die Kontexte der Neuerung und um ihre Verallgemeinerung, Ausweitung und Entvariabilisierung (vgl. 6.3.). Außersprachlich geht es um die Bindung von Neuerungen an bestimmte Gruppen, ihre stilistische Bewirtschaftung und soziale Bewertung sowie um die Bedingungen des Übergreifens auf weitere Sprechergruppen. — Wie Neuerungen in kleinen Gruppen entstehen müssen (vgl. 4.2.), so dürfte auch die Ausbreitung von Kleingruppe zu Kleingruppe weiterstreiten. Die naheliegendste soziale Gliederung einer jeden Sprechergruppe ist diejenige in Generationen. Neuerungen scheinen sich zuerst bei den Jüngeren zu zeigen, so daß sich im Generationenvergleich eine abnehmende Neuerungshäufigkeit zwischen der jüngeren, mittleren und älteren Sprechergeneration ergibt; dieses Bild, erstmals aufgezeigt von Gauchat (1905), wird im allgemeinen als Widerspiegelung des zeitlichen Verlaufs in der Gleichzeitigkeit (*apparent time*) interpretiert. Dennoch darf aus der Generationenschichtung der Sprache nicht unbesehen auf ihren zukünftigen Zustand geschlossen werden; Untersuchungen in realer Zeit sind unverzichtbar. — Die Ausbreitung von Neuerungen durch größere Gemeinschaften muß weitere soziale Gruppierungen in Betracht ziehen. Labov (1972, 178 ff.) hat diesen Prozeß modelliert. Von besonderer Bedeutung ist die Unterscheidung zwischen den Anfangsphasen, in denen die Veränderung sich als eine Variante einer Variablen im Innern einer Subgruppe ausbreitet, deshalb sozial unbemerkt bleibt und folglich stilistisch nicht eingesetzt wird (*change from below* „unterhalb“ der sozialen Wahrnehmung), und den späteren Phasen, in denen eine Neuerung zuerst als *Indikator* (der Gruppenzugehörigkeit) definiert, dann als *Marker* normativ gewertet wird; die Wertung kann eine Neuerung stigmatisieren oder mit Prestige versehen und sie so den Handlungsmaxi-

men der Sprecher zugänglich machen, was wiederum ihre weitere Verbreitung beeinflusst. Die Untersuchung der stilistischen Bewirtschaftung einer Variablen zeigt, daß Neuerungen im allgemeinen als tiefer gewertete Variante beginnen; die Sozialschichten unterscheiden sich nicht prinzipiell, sondern in der Anwendungshäufigkeit einer Variante. — Linguistische Einwände an Labovs Ansatz betreffen (außer der Vernachlässigung der Neuerungsentstehung, vgl. Back 1991, 226 ff.) die statistisch gefaßte Variablenregel, deren Status in einer Kompetenztheorie prekär ist (Bickerton 1973). Soziologisch problematisch ist die Orientierung an einem Schichten- statt an einem Netzwerkmodell oder an einer sprachzentrierten Gruppenbildung (Bickerton 1975, 6 u. ö.). — Die Ausbreitung von Neuerungen durch den sozialen und durch den geographischen Raum sind in einem gewissen Maß unabhängig. Eine Neuerung kann zuerst eine Ortsgemeinschaft vollständig erfassen, bevor sie auf eine nächste Ortsgemeinschaft übergreift — dies ist das traditionelle Bild der Ausbreitung durch eine Dialektlandschaft. Neuerungen können aber auch vergleichbare soziale Gruppen ohne räumlichen Kontakt erfassen, z. B. städtische Gruppen; dies kann zu „Neuerungsinseln“ führen (Bach 1969, 91; Chambers/Trudgill 1980, 189 f.; 196 f.). Diskontinuierliche Verbreitungsbilder können ferner durch Ausbreitung der „gleichen“ Neuerung von verschiedenen Neuerungsherden aus entstehen. Die „natürlichen“ Lautwandelntendenzen lassen Polygenese erwarten, eine besondere „Entfaltungstheorie“ ist überflüssig. — Die dialektologische Interpretation von Ausbreitungsbildern hat sich auf die Koinzidenz sprachlicher Verbreitungsgrenzen mit sozialen (v. a. politischen) Grenzen konzentriert; seltener wurde das geographische Bild als Ergebnis komplexer Wandelprozesse gedeutet, als Widerspiegelung des zeitlichen Verlaufs in der geographischen *apparent time* (zu den Pionieren gehört wieder Haag 1929/30; vgl. Lang 1985). — Bei genauerem Hinsehen erweist sich die angebliche Trivialität der extensiven Ausbreitungsprozesse als fragwürdig. Sicher gibt es Faktoren, welche die Übernahme als grundlegend anderen Prozeß als die Neuerungsentstehung erscheinen lassen:

- (1) Eine übernommene Neuerung kann als im Spendersystem funktionierend erlebt werden.
- (2) Wenn den übernehmenden Sprechern eine polylektale Kompetenz zugeschrieben wird, kann Lautwandel als Aktivierung einer passiven Kompetenz-Regel verstanden werden.
- (3) Wenn Neuerungen soziale Bewertungen tragen, wirken diese in der übernehmenden Gruppe von Anfang an als auswahlkennende Faktoren.

Dennoch tritt eine Neuerung in jeder überneh-

menden Gruppe zuerst als punktuelle Innovation auf, die in die lokale Sprachtradition aufgenommen werden muß, sei es als Regel mit lexikalisch abrupter Wirkung oder über Einzelwörter. In jeder Neuerungsgruppe laufen somit *Invisible-hand*-Prozesse ab, zwar unter „günstigeren“ Bedingungen als bei der ursprünglichen Neuerung, aber durchaus nicht mit automatischem Aus-gang: Die Ausbreitung kann jederzeit zum Stillstand kommen. Die oft strapazierten außersprachlichen Grenzen genügen zur Erklärung nicht. Da jedes dialektale Merkmal seine eigene Verbreitung zeigt, braucht es zusätzliche Gründe, um zu erklären, warum Merkmal a an Grenze A zum Stillstand kommt, Merkmal b aber an Grenze B: den „Entscheid“ der Unsichtbaren Hand.

6. Wandel als Lernprozeß

6.1. Erstspracherwerb und Sprachwandel

Seit Paul galt der Erstspracherwerb als entscheidende Ursache des Lautwandels (vgl. z. B. Romaine 1989). Die „Übertragung der Laute auf neue Individuen“ (Paul 1920, 63) bedeutet einen Einschnitt in der Sprachtradition; wenn der Sprachwandel als „abweichende Neuerzeugung“ (Paul 1920, 63) aufgefaßt wird, erklärt man das „rationale Problem“, warum sich Sprache überhaupt verändert (weil Kinder sie „restrukturierend“ neu erlernen); man erklärt die intensive Allgemeinheit (weil die individuelle Innovation von Anfang an ein Faktum der Kompetenz ist), und man gibt vor, auch die extensive Allgemeinheit erklären zu können, wenn man die Neuerer kollektiv als das „heranwachsende Geschlecht“ (Paul 1920, 63) bezeichnet. Wenn ferner manche Lautwandel als Artikulationsvereinfachungen und Übergeneralisierungen beschreibbar sind, so gilt das auch für kindersprachliche Normabweichungen, die zudem bei allen Kindern relativ uniform auftreten.

Die Schwächen des Konzepts sind allerdings gravierend. Auch wenn ähnliche Spracherwerbsbesonderheiten bei allen Kindern auftreten, ist nicht einzusehen, wer oder was eine jüngere Generation veranlassen könnte, unabhängig voneinander genau eine bestimmte Sprachveränderung vorzunehmen: Generationen sind keine diskreten Gruppen, das Konzept kann auf die Erklärung der Ausbreitung nicht verzichten. Wenn aber tatsächlich ein Kind die Sprache abweichend neuerzeugen würde, handelte es sich um eine besonders chancenlose Idiosynkrasie (vgl. 4.2.). Die Empirie zeigt denn auch, daß Kinder erwerbsbedingte Neuerungen im Laufe ihrer Entwicklung wieder ablegen. Das Kind ist psychologisch auf die exakte Rekonstruktion

der Sprache seiner Umgebung hin angelegt und verfügt soziologisch über zu wenig Prestige, um seine Neuerungen weitergeben zu können (Haas 1978, 69 ff.).

6.2. Ausbreitung ist Lernen

Zentraler als der Erstspracherwerb ist für den Lautwandel ein lebenslanger „adaptiver“ Spracherwerbsprozeß, denn Entstehung wie Ausbreitung einer Neuerung setzen ihre Aufnahme in das Sprachwissen von immer mehr Sprechern voraus. Es ist wahrscheinlich, daß Jugendliche mit ihren betont abgesetzten Netzwerken dabei besonders aktiv sind, aber es besteht kein Grund zur Annahme, daß die Spracherwerbsfähigkeit sich nach einem bestimmten Zeitpunkt verlieren oder qualitativ völlig verändern würde (Wode 1988, 302 ff.). Wahrscheinlicher ist, daß die kognitiven Mechanismen, die zum Erwerb der Erstsprache befähigen, lebenslang (wenn auch in differenzierter Weise) verfügbar sind, so daß der Mensch fähig bleibt, sprachliche Regeln zu abstrahieren. Jeder regelmäßige Lautwandel setzt eine (zunächst variable) Regel in der Kompetenz der neuernenden Sprecher voraus, die es ihnen erlaubt, die alte und die neue Lautung aufeinander zu beziehen und schließlich die alte durch die neue „regelmäßig“ zu ersetzen. Die Konstruktion einer solchen Regel ist aufgrund der Funktionalität der Sprache und ihrer Fundierung in der Kognition zu erwarten, die Regelmäßigkeit des Lautwandels wird somit „nicht durch irgendein unergründliches Geheimnis“ herbeigeführt (Coseriu 1974, 80). Dennoch kann nicht mit Coseriu (1974, 86) formuliert werden: „der Lautwandel endet nicht, sondern beginnt mit dem Lautgesetz“; wenn die Internalisierung der Regel vom Gesamtprozeß ausgeschlossen wird, bleiben wesentliche Aspekte des Lautwandels außerhalb der Betrachtung, die sich am besten über das Lernen erklären lassen.

6.3. Der Beitrag des Lernens zum Sprachwandel

Die neuere Linguistik faßt Lautwandel als inner- und außersprachlichen Prozeß auf. Auch die innersprachliche (intensive) Allgemeinheit eines Wandels wird als Ergebnis eines Prozesses betrachtet. Das gilt auch für jene Kategorie, bei der bereits die Neuerung auf einer Regel beruht. Die belegten „junggrammatischen“ Wandel im Verlauf zeigen, daß es sich dabei immer um sehr stark konditionierte Veränderungen handelt (Labov 1994, 459 f.). Erst verschiedene Typen von Erweiterungen führen zu den umfangreichen Wirkungsbereichen, die etwa für die Lautwandel der historischen Grammatiken charakteristisch sind.

- (1) *Verdeutlichung* meint die stärkere Ausprägung einer Veränderung in der eingeschlagenen Richtung (z. B. zunehmende Senkung eines Vokals). Verdeutlichung, bei Labov (1972, 178) unter *hypercorrection (from below)* mitgemeint, vergrößert nicht direkt die intensive Allgemeinheit, stabilisiert aber den Wandel und kann die Voraussetzungen für Folgewandel bilden.
- (2) *Verallgemeinerung* bedeutet die Übertragung einer Regel auf mehr Umgebungen, sie setzt konditionierten und spontanen Wandel in Zusammenhang. Ein Beispiel ist die „nhd.“ Diphthongierung, die zuerst im Hiat und im Auslaut auftrat, später in den meisten Dialekten spontan wurde (Haas 1978, 48 ff.).
- (3) *Ausweitung* stellt den Zusammenhang her zwischen dem Wandel eines Einzellauts und demjenigen verwandter Laute. Hierher gehört, was die historischen Grammatiken „Gruppenentwicklung von Lauten“ nennen, strukturalistische Arbeiten unter Stichwörtern wie „Reihenschritt“, „Kettenverschiebung“ aufführen (Haas 1978, 50 f.).
- (4) *Entvariabilisierung, Leveling* bezeichnet den Abbau der Variation zugunsten der Neuerung (Kiparsky 1968, 200 ff., Haas 1978, 69 ff.); sie führt den Wandel zur Vollendung und stellt den Zusammenhang her zwischen der Variablen und der kategorischen Regel. Entvariabilisierung ist real-zeitlich und in der *apparent time* faßbar und statistisch in Form der S-Kurve darstellbar (Altmann 1983).

Alle diese Regelveränderungen müssen gerichtet sein, damit sie zu einer immer größeren Allgemeinheit der Neuerung führen. Der Begriff der Hyperkorrektur, der als Oberbegriff gelten könnte, impliziert ein Ziel (das jeweils übertroffen wird), störend ist jedoch die Konnotation des Intendierten. Die Richtung der Prozesse dürfte v. a. durch diejenigen unterliegenden Gesetzmäßigkeiten bestimmt werden, welche die Lehre von den Wandeltendenzen zu formulieren, die Natürliche Phonologie zu erklären versucht. Bailey (1985) etwa faßt Verallgemeinerung, Ausweitung, Leveling als Aspekte der Gradualität des Lautwandels auf, die über Prinzipien formulierbar sind. — Damit die Prozesse aber überhaupt in Gang kommen, bedarf es der (eventuell wiederholten) Nach-Konstruktion der Wandelregeln durch immer mehr Sprecher in der Interaktion: Verdeutlichung, Verallgemeinerung, Ausweitung und Entvariabilisierung sind Folgen dieses fortgesetzten Lernens. Die extensive Ausbreitung des Lautwandels (auf neue Sprecher) kann deshalb nur analytisch von der intensiven Ausbreitung des Lautwandels (auf neue Morpheme) getrennt werden. Lernen ist kein bloßes Kopieren, es produziert selber neue Sprachfakten, die ihrerseits als privilegierte Innovationen neue Wandelprozesse initiieren können. Die Gesamtheit dieser Prozesse der Ausbreitung durch Ler-

nen läßt sich zum Bild der „Baileyschen Welle“ zusammenfassen (Bailey 1973; 1985; Haas 1978; schöne Verbalisierung bei Scheutz 1988, 1612). Das Wellenmodell (das mit Schmidt 1872, 27 f. wenig zu tun hat) löst durch den Einbezug der Zeitkomponente auch den scheinbaren Widerspruch zwischen der These vom streng konditionierten Beginn eines Wandels und der Tatsache seiner größten intensiven Allgemeinheit im ursprünglich neuernden (Dia)lekt. Die zu verschiedenen Wandelstadien gehörenden Laute sind durch natürliche phonologische Prozesse aufeinander beziehbar; darauf beruht die Möglichkeit, sie in Implikationsskalen anzuordnen (z. B. Vorhandensein von Wandel 2 in Dialekt X impliziert Vorhandensein von Wandel 1 in Dialekt X). Insofern verschiedene Dialekte verschiedenen Wandelstadien entsprechen (vgl. 5.2.), ist auch die Dialektverschiedenheit sowohl im sozio-geographischen Raum wie in der panlektalen Kompetenz implikational geordnet vorstellbar (vgl. Bailey 1973, 74 ff.; Bickerton 1973). — Die bisherige Darstellung beschränkte sich auf Veränderungen von natürlichen Regeln, die auf einer Lautwandeltendenz beruhen und keine systemexterne Information benötigen. Es breiten sich aber auch andere Neuerungen aus. Falls z. B. die Entrundung von Vordervokalen einer Tendenz entsprechen sollte, sollte die in manchen Dialekten belegte Rundung nicht vorkommen: z. B. baseldt. *hyyser* > *hüüser* 'Häuser' usw. Bei diesem Wandel, der auf Wörter beschränkt ist, die in älteren Sprachstufen und benachbarten Dialekten gerundeten Vordervokal /y:/ aufweisen, handelt es sich um einen klassischen Fall von „Lautersatz“. Demgegenüber kann die Hypothese vertreten werden, daß auch dieser Vorgang über Regeln ablaufe, die allerdings zwei Besonderheiten aufweisen: (1) Die Relation zwischen Ausgangselement und Resultat läuft einer Tendenz entgegen; (2) die Regel ist auf Information angewiesen, die aus einem andern Sprachsystem stammt: /i:/ > /y:/ „wo im vorbildlichen System /y:/“ (Haas 1993). „Unnatürliche“ Regeln dieser Art müssen und können von den „natürlichen“ Regeln unterschieden werden, wie die Junggrammatiker zwischen Lautwandel und Lautersatz unterschieden haben. Dennoch soll hier nicht der alte Gegensatz bloß wieder einmal neu benannt werden. Es soll vielmehr präzisiert werden: (1) Auch übernommener Lautwandel kann „natürlich“ sein, und zwar aufgrund inhärenter Merkmale. Historische Lautveränderungen sind auf dem allergrößten Teil ihres Verbreitungsgebiets übernommen, also „exogen“ (Hard 1966, 18), ohne daß dies „Unnatürlichkeit“ oder Ausbreitung über Lautersatz implizieren würde. (2) Umgekehrt ist die Kom-

petenz fähig, auch „unnatürliche“ Wandel über Regeln zu verallgemeinern, die allerdings auf teilweise andern (z. B. soziolinguistischen) Informationstypen aufbauen. Der Regelstatus ist die Voraussetzung dafür, daß auch solche Wandel im Lernprozeß so verallgemeinert werden können, daß sie „übers Ziel hinausschießen“, wobei aber wiederum andere Informationstypen die Richtung vorgeben (dies meint Labovs *hypercorrection from above* 1972, 179). Die Zulassung systemexterner Information entspricht der Annahme, daß Sprecher über eine polylektale Kompetenz verfügen, die das sprachliche Wissen über mehrere „Lekte“ systematisch verknüpft.

6.4. Gradualität, Unbewußtheit und Lernbarkeit

Nach junggrammatischer Theorie erfolgt „echter“ Lautwandel unbewußt und graduell, „als Summierung von Verschiebungen, die man sich kaum klein genug vorstellen kann“ (Paul 1920, 56). Lautphysiologischer Wandel „umgeht“ das Bewußtsein, deswegen nimmt er keine Rücksicht auf die Zeicheninhalte, und die Sprecher können sich nicht gegen ihn „wehren“ (Paul 1920, 58). Aber nur bei minimalen Veränderungsschritten ist die Behauptung plausibel, die Sprecher nähmen die Vorgänge in ihrer Sprache nicht wahr. Dialektologie und Soziolinguistik haben zahlreiche Sprachveränderungen beschrieben, von denen die Sprecher selber nichts wußten, was die Unbewußtheit des Lautwandels zu stützen scheint; dies bedeutet aber nicht, daß der Lautwandel unter Umgehung der Kognition abläuft, sondern nur, daß nicht alle Modalitäten der Kognition volles Bewußtsein voraussetzen. Für jeden Sprachwandel muß Lernen, Überführen in geistige Repräsentationen, vorausgesetzt werden, seien diese Prozesse nun bewußt (explizit) oder unbewußt (implizit) (vgl. Wode 1988, 15 f.). — Schwieriger ist das Problem der Gradualität. Natürlich gibt es eindeutig nicht-graduelle Lautwandel, z. B. Metathesen; das reicht aber nicht aus, die Möglichkeit graduellen Wandels überhaupt abzulehnen, wie dies der Strukturalismus aufgrund der oppositionellen Definition des Phonems tun mußte. Selbst die Gradualität des phonetischen Wandels wurde in Abrede gestellt, vor allem aus Gründen der Lernbarkeit, da infinitesimale, unmerkliche Abweichungen unlearnbar wären (Sommerfelt 1928, 232; ähnlich Coseriu 1974, 123). Einer konkreten Lautrealisierung als punktuellstem Ereignis kommt sicher keine physikalische Gradualität zu (Coseriu 1974, 123). Gradualität kann also nur bedeuten, daß in der Sprachgemeinschaft, ja in der Sprachproduktion des Einzelnen, Realisierungen des „gleichen Phonems“ feststellbar sind, die physikalisch so

geringfügig voneinander abweichen, daß sie sich zu einer quasikontinuierlichen Kette zwischen dem Wert des alten und des neuen Laut„modus“ zusammenfügen lassen (so bei Labov 1994, 456; davon zu unterscheiden ist die „lexikalische Gradualität“ vgl. 1.2.). Es fragt sich, wie solche Gradualität in einem Kompetenz-Modell unterzubringen sei. Es geht wohlverstanden nicht um „gewöhnliche“ Performanz-Variation, die über die Lautwandeltendenzen begriffen werden kann, sondern um ein Abweichen von einer alten Norm auf eine neue hin, wobei je nach Situation unterschiedliche, aber interpersonell vergleichbare Abweichungswerte erreicht werden. Es geht also um ein systematisches und soziales Faktum, um ein Phänomen der Kompetenz. Weder mit phonologischen Oppositionen noch mit phonologischen Merkmalen ist dieses „Gleiten“ innerhalb der Kompetenz zu modellieren und seine Lernbarkeit zu erklären. Es braucht dazu „dynamische“ phonologische Modelle, von denen freilich noch keines auch nur annähernd jene Akzeptanz gefunden hat, deren sich das strukturalistische Modell Trubetzkoyischer Prägung über so lange Zeit erfreuen konnte.

7. Literatur (in Auswahl)

- Altmann, Gabriel, Das Piotrovski-Gesetz und seine Verallgemeinerungen. In: Exakte Sprachwandelforschung. Hrsg. v. Karl-Heinz Best/Jörg Kohlhasse. Göttingen 1983, 59—90. (Göttinger Schriften zur Sprach- und Literaturwissenschaft 2).
- Andersen, Henning, Understanding linguistic innovations. In: Language change: Contributions to the study of its causes. Ed. by Leiv Egil Breivik/Ernst Håkon Jahr. Berlin 1989, 5—27. (TLSM 43).
- Bach, Adolf, Deutsche Mundartforschung. Heidelberg 1969.
- Back, Michael, Die synchrone Prozeßbasis des natürlichen Lautwandels. Stuttgart 1991. (ZDL, Beih. 71).
- Bailey, Charles-James N., Variation and linguistic theory. Arlington 1973.
- Ders., Toward principles governing the progress and patterning of phonetological development. In: Developmental mechanisms of language. Ed. by Charles-James N. Bailey/Roy Harris. Oxford etc. 1985, 1—49.
- Bennett, William, The actuation and direction of sound change. In: ZPSK 34, 1990, 636—644.
- Bickerton, Derek, Quantitative versus dynamic paradigms. In: New ways of analyzing variation in English. Ed. by Charles-James N. Bailey/Roger W. Shuy. Washington 1973, 23—43.
- Ders., Dynamics of a creole system. Cambridge 1975.
- Bloomfield, Leonard, Language. New York 1933.
- Boretzky, Norbert, Einführung in die historische Linguistik. Reinbek bei Hamburg 1977. (rororo studium 108).
- Bremer, Otto, Deutsche Phonetik. Leipzig 1893. (SKG 1).
- Chambers, John K., Peter Trudgill, Dialectology. Cambridge 1980. (Cambridge Textbooks in Linguistics).
- Chen, Matthew, The time dimension: Contribution toward a theory of sound change. In: Foundations of Language 8, 1972, 457—498.
- Ders./S.-Y. William, Sound change: Actuation and implementation. In: Language 51, 1975, 255—281.
- Cherubim, Dieter, Sprachtheoretische Positionen und das Problem des Sprachwandels. In: Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1976. Düsseldorf 1977, 61—82. (Spr. d. Geg. 41).
- Ders., Zum Problem der Ursachen des Sprachwandels. In: ZDL 464, 1979, 320—337.
- Ders., Abweichung und Sprachwandel. In: Fehlerlinguistik. Beiträge zum Problem der sprachlichen Abweichung. Hrsg. v. Dieter Cherubim. Tübingen 1980, 124—152. (GL. 24).
- Ders., Zum Verhältnis von Theorie und Empirie in der historischen Sprachwissenschaft. In: Energieia und Ergon: Sprachliche Variation — Sprachgeschichte — Sprachtypologie: Studia in honorem Eugenio Coseriu. Hrsg. v. Jörn Albrecht/Jens Lüdtke/Harald Thun. Tübingen 1988, Bd. 2, 61—74. (TBL 300).
- Christen, Helen, Sprachliche Variation in der deutschsprachigen Schweiz. Dargestellt am Beispiel der 1-Vokalisierung in der Gemeinde Knutwil und in der Stadt Luzern. Stuttgart 1988. (ZDL, Beih. NF. 58).
- Christmann, Hans Helmut, Lautgesetze und Wortgeschichte. Zu dem Satz „Jedes Wort hat seine eigene Geschichte“. In: Sprache und Geschichte. Festschrift für Harri Meier. Hrsg. v. Eugenio Coseriu/Wolf-Dieter Stempel. München 1971, 111—124.
- Coseriu, Eugenio, Synchronie, Diachronie und Geschichte. München 1974. (IBAL 3).
- Dausen, August, Theorien des Sprachwandels. Eine kritische Übersicht. Stuttgart 1990.
- Directions for historical linguistics. Ed. by Wilfried P. Lehmann/Yakov Malkiel. Austin 1968.
- Dressler, Wolfgang U., Some constraints on phonological change. In: Papers from the 7th annual regional meeting of the Chicago Linguistic Society, 1971, 340—349.
- Ders., Morphology. The dynamics of derivation. Ann Arbor 1985.
- Fónagy, Ivan, Über den Verlauf des Lautwandels. In: ALASH 6, 1957, 173—278.
- Gauchat, Louis, L'unité phonétique dans le patois d'une commune. In: Aus romanischen Sprachen und Literaturen. Festgabe Heinrich Morf. Halle/Saale 1905, 175—232.

- Gvozdanović, Jadranka, On establishing restrictions imposed on sound change. In: Papers from the 5th international conference on historical linguistics. Ed. by Anders Ahlqvist. Amsterdam 1982, 85—97. (CILT 21).
- Haag, Karl, Sprachwandel im Lichte der Mundartgrenzen. In: Teuth. 6, 1929/30, 1—35.
- Haas, Walter, Sprachwandel und Sprachgeographie. Untersuchungen zur Struktur der Dialektverschiedenheit am Beispiel der Schweizerdeutschen Vokalsysteme. Wiesbaden 1978. (ZDL, Beih. NF. 30).
- Ders., Lautwandel, Lautersatz und die Dialektologie. In: Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses Bamberg 1990, Bd. 2: Historische Dialektologie und Sprachwandel. Hrsg. v. Wolfgang Viereck. Stuttgart 1993, 108—121.
- Hakkarainen, Heikki J., Sprachliche Veränderungen als Diffusion von Innovationen. In: NphM 84, 1983, 25—35.
- Hard, Gerhard, Zur Mundartgeographie. Düsseldorf 1966. (WW, Beih. 17).
- Harris, Martin, On explaining language change. In: Papers from the 5th international conference on historical linguistics. Ed. by Anders Ahlqvist. Amsterdam 1982, 1—14. (CILT 21).
- Hoenigswald, Henry M., Universals of linguistic change. In: Universals of language. Ed. by Joseph H. Greenberg. Cambridge Mass. 1963, 30—52.
- Ders., Historical linguistics: Explanation of language change. In: Proceedings of the 14th international congress of linguistics. Berlin/GDR, August 10—15, 1987. II. Ed. by Werner Bahner/Joachim Schildt/Dieter Viehweger. Berlin 1990, 215—222.
- Jones, Robert Owen, The diffusion of linguistic change — synchronic evidence. In: Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über Sprachwandel und seine bestimmenden Faktoren. Hrsg. v. Norbert Boretzky/Werner Enninger/Thomas Stolz. Bochum 1987, 163—183.
- Joseph, John E., Four models of linguistic change. In: Synchronic and diachronic approaches to linguistic variation and change. Ed. by Thomas J. Walsh. Washington 1989, 147—157. (Georgetown University Round Table on Language and Linguistics 1988).
- Kauffmann, Friedrich, Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit. Strassburg 1890.
- Keller, Rudi, Zur Theorie sprachlichen Wandels. In: ZGL 10, 1982, 1—27.
- Ders., Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen 1990. (UTB 1567).
- Kiparsky, Paul, Linguistic universals and linguistic change. In: Universals in linguistic theory. Ed. by Emmon Bach/Robert T. Harms. London/New York 1968, 170—202.
- Ders., Explanation in phonology. In: Goals of linguistic theory. Ed. by Stanley Peters. Englewood Cliffs 1972, 189—227.
- Ders., Phonological change. In: Linguistics: The Cambridge survey. Vol. 1: Linguistic theory: Foundations. Ed. by Frederick J. Newmeyer. Cambridge 1988, 363—415.
- Koch, Walter A., Zur Theorie des Lautwandels. Hildesheim 1970. (Studia semiotica, series practica 2).
- Labov, William, Principles of linguistic change. Vol. 1: Internal factors. Oxford 1994.
- Ders., Sociolinguistic patterns. Philadelphia 1972.
- Ders./Malcah Yaeger/Richard Steiner, A quantitative study of sound change in progress. Philadelphia 1972.
- Lang, Jürgen, Karl Haags Theorie von den Lautveränderungen in den Mundarten. In: ZDL 52, 1985, 145—166.
- Language change and variation. Ed. by Ralph W. Fasold/Deborah Schiffrin. Amsterdam 1989. (CILT 52).
- Lass, Roger, On explaining language change. Cambridge 1980.
- Lieberman, Stephen J., The regularity of sound change: a Semitic perspective. In: Linguistic change and reconstruction methodology. Ed. by Philip Baldi. Berlin 1990, 697—721. (TLSM 45).
- Linguistic variation. Models and methods. Ed. by David Sankoff. New York/San Francisco/London 1978.
- Lüdtke, Helmut, Auf dem Wege zu einer Theorie des Sprachwandels. In: Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels. Hrsg. v. Helmut Lüdtke. Berlin/New York 1980, 182—252.
- Ders., Sprachwandel als universales Phänomen. In: Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels. Hrsg. v. Helmut Lüdtke. Berlin/New York 1980, 1—19.
- Ders., Ansätze zu einer Theorie des Sprachwandels auf phonologischer Ebene. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hrsg. v. Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. Berlin 1984. 1. Halbbd., 731—739. (HSK 2.1).
- Mannheim, Bruce/Madeleine Newfield, Iconicity in phonological change. In: Papers from the 5th international conference on historical linguistics. Ed. by Anders Ahlqvist. Amsterdam 1982, 211—222. (CILT 21).
- Martinet, André, Economie des changements phonétiques. Bern 1955.
- Meineke, Eckhard, 'Natürlichkeit' und 'Ökonomie'. Neuere Auffassungen des Sprachwandels. In: Sprachwissenschaft 14, 1989, 318—356.
- Milroy, James/Lesley Milroy, Linguistic change, social network and speaker innovation. In: Journal of Linguistics 21, 1985, 339—384.
- Ogura, Mieko, Dynamic dialectology. A study of language in time and space. Tokyo 1990.
- Ohala, John J., Sound change is drawn from a pool of synchronic variation. In: Language change: contributions to the study of its causes. Ed. by Leiv Egil Breivik/Ernst Håkon Jahr. Berlin 1989, 173—198. (TLSM 43).
- Osthoff, Hermann/Karl Brugmann, Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. Leipzig 1878.
- Passy, Paul, Etude sur les changements phonétiques et leurs caractères généraux. Thèse pour le doctorat. Paris 1891.

Paul, Hermann, *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle 1920.

Pfalz, Anton, *Reihenschritte im Vokalismus*. Beiträge zur Kunde der bayerisch-österreichischen Mundarten 2. In: *SbAWissWien* 190, 2. Abhandlung. Wien 1918, 22—42.

Research guide on language change. Ed. by Edgar C. Polomé. Berlin 1990.

Roelandts, Karel, Hoe ontstaat een klankwet? In: *VMA* 1986/1, 1—20.

Romaine, Suzanne, The role of children in linguistic change. In: *Language change: contributions to the study of its causes*. Ed. by Leiv Egil Breivik/Ernst Håkon Jahr. Berlin 1989, 199—225. (TLSM 43).

Ronneberger-Sibold, Elke, *Sprachverwendung — Sprachsystem. Ökonomie und Wandel*. Tübingen 1980. (LA 87).

Saussure, Ferdinand de, *Cours de linguistique générale*. Édition critique préparée par Tullio de Mauro. Paris 1916/75.

Scheuringer, Hermann, Autochthone Lautwandel und verkehrssprachlich bedingter Lautersatz. In: *Beiträge zur bairischen und ostfränkischen Dialektologentagung* Wien, 27.—30. Sept. 1983. Hrsg. v. Peter Wiesinger. Göppingen 1984, 49—62. (GAG 409).

Scheutz, Hannes, Lautwandel. In: *Sociolinguistics. Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, Bd. 2. Hrsg. v. Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier. Berlin/New York 1988, 1603—1614. (HSK 3.2).

Schmidt, Johannes, *Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen*. Weimar 1872.

Schneider, Gisela, *Zum Begriff des Lautgesetzes in der Sprachwissenschaft seit den Junggrammatikern*. Tübingen 1973. (TBL 46).

Schuchardt, Hugo, *Über die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker*. Berlin 1885.

Seidelmann, Erich, *Lautwandel, Lautersatz und die*

Bedingungen des Sprachwandels. In: *Dialekte im Wandel*. Hrsg. v. Andreas Weiss. Göppingen 1992, 111—127. (GAG 538).

Sommerfelt, Alf, *Sur le caractère psychologique des changements phonétiques* [1928]. In: *Diachronic and synchronic aspects of language: selected articles by Alf Sommerfelt*. Den Haag 1971, 214—233. (JLSMa 7).

Trudgill, Peter, On the role of dialect contact and inter-dialect in linguistic change. In: *Historical dialectology. Regional and social*. Ed. by Jacek Fisiak. Berlin [etc.]. 1988, 547—563. (TLSM 37).

Uguzzoni, Arianna, Sulla spiegazione della origine dei cambiamenti fonici: il ruolo del ricevente. In: *Incontri linguistici* 13, 1989/90, 11—35.

Vennemann, Theo, Causality in language change. In: *Folia Linguistica Historica* 4, 1983, 5—26.

Wang, William S.-Y., Competing changes as a cause of residue. In: *Language* 45, 1969, 9—25.

Weinreich, Uriel/William Labov/Marvin Herzog, *Empirical foundations for a theory of language change*. In: *Directions for historical linguistics*. Ed. by Wilfried P. Lehmann/Yakov Malkiel. Austin 1968, 95—195.

Wiesinger, Peter, Lautwandel und Phonogenetik. In: *Proceedings of the 14th international congress of linguistics*. Berlin/GDR, August 10—15, 1987. Ed. by Werner Bahner/Joachim Schildt/Dieter Viehweger. Berlin 1990, 1471—1477.

Wode, Henning, *Psycholinguistik. Eine Einführung in die Lehr- und Lernbarkeit von Sprachen*. München 1988.

Yaeger-Dror, Malcah, Sound change in progress. In: *Sociolinguistics. Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, Bd. 2. Hrsg. v. Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier. Berlin/New York 1988, 1591—1603. (HSK 3.2).

Walter Haas, Freiburg/Schweiz

48. Ansätze zu einer Theorie des Sprachwandels auf morphologischer und syntaktischer Ebene

1. Einleitung
2. Unifizierung der Theorien des morphologischen und syntaktischen Wandels
3. 'Großer' und 'kleiner' grammatischer Wandel
4. Sprachwandelprozesse im Bereich der grammatischen Organisation
5. Orientierungen
6. Literatur (in Auswahl)

1. Einleitung

Eine Theorie des Sprachwandels auf morpholo-

gischer Ebene läßt sich nur im Zusammenhang mit und gleichberechtigt neben einer Theorie des syntaktischen Wandels entwerfen. Einen der überzeugendsten Gründe für dieses Vorgehen liefert die Beobachtung, daß im Laufe der Sprachgeschichte einer spezifischen Einzelsprache ein- und dieselbe grammatische Funktion einmal wortintern, d. h. morphologisch realisiert werden kann, dann wieder wortextern, d. h. auf syntaktische Art und Weise. Die wortinterne Realisierung einer grammatischen Funktion wird auch als synthetische Konstruktionsweise, die wortexterne Realisierung im Gegensatz dazu

Paul, Hermann, *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle 1920.

Pfalz, Anton, *Reihenschritte im Vokalismus*. Beiträge zur Kunde der bayerisch-österreichischen Mundarten 2. In: *SbAWissWien* 190, 2. Abhandlung. Wien 1918, 22—42.

Research guide on language change. Ed. by Edgar C. Polomé. Berlin 1990.

Roelandts, Karel, Hoe ontstaat een klankwet? In: *VMA* 1986/1, 1—20.

Romaine, Suzanne, The role of children in linguistic change. In: *Language change: contributions to the study of its causes*. Ed. by Leiv Egil Breivik/Ernst Håkon Jahr. Berlin 1989, 199—225. (TLSM 43).

Ronneberger-Sibold, Elke, *Sprachverwendung — Sprachsystem. Ökonomie und Wandel*. Tübingen 1980. (LA 87).

Saussure, Ferdinand de, *Cours de linguistique générale*. Édition critique préparée par Tullio de Mauro. Paris 1916/75.

Scheuringer, Hermann, Autochthone Lautwandel und verkehrssprachlich bedingter Lautersatz. In: *Beiträge zur bairischen und ostfränkischen Dialektologentagung* Wien, 27.—30. Sept. 1983. Hrsg. v. Peter Wiesinger. Göppingen 1984, 49—62. (GAG 409).

Scheutz, Hannes, Lautwandel. In: *Sociolinguistics. Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, Bd. 2. Hrsg. v. Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier. Berlin/New York 1988, 1603—1614. (HSK 3.2).

Schmidt, Johannes, *Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen*. Weimar 1872.

Schneider, Gisela, *Zum Begriff des Lautgesetzes in der Sprachwissenschaft seit den Junggrammatikern*. Tübingen 1973. (TBL 46).

Schuchardt, Hugo, *Über die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker*. Berlin 1885.

Seidelmann, Erich, *Lautwandel, Lautersatz und die*

Bedingungen des Sprachwandels. In: *Dialekte im Wandel*. Hrsg. v. Andreas Weiss. Göppingen 1992, 111—127. (GAG 538).

Sommerfelt, Alf, Sur le caractère psychologique des changements phonétiques [1928]. In: *Diachronic and synchronic aspects of language: selected articles by Alf Sommerfelt*. Den Haag 1971, 214—233. (JLSMa 7).

Trudgill, Peter, On the role of dialect contact and inter-dialect in linguistic change. In: *Historical dialectology. Regional and social*. Ed. by Jacek Fisiak. Berlin [etc.]. 1988, 547—563. (TLSM 37).

Uguzzoni, Arianna, Sulla spiegazione della origine dei cambiamenti fonici: il ruolo del ricevente. In: *Incontri linguistici* 13, 1989/90, 11—35.

Vennemann, Theo, Causality in language change. In: *Folia Linguistica Historica* 4, 1983, 5—26.

Wang, William S.-Y., Competing changes as a cause of residue. In: *Language* 45, 1969, 9—25.

Weinreich, Uriel/William Labov/Marvin Herzog, Empirical foundations for a theory of language change. In: *Directions for historical linguistics*. Ed. by Wilfried P. Lehmann/Yakov Malkiel. Austin 1968, 95—195.

Wiesinger, Peter, Lautwandel und Phonogenetik. In: *Proceedings of the 14th international congress of linguistics*. Berlin/GDR, August 10—15, 1987. Ed. by Werner Bahner/Joachim Schildt/Dieter Viehweger. Berlin 1990, 1471—1477.

Wode, Henning, *Psycholinguistik. Eine Einführung in die Lehr- und Lernbarkeit von Sprachen*. München 1988.

Yaeger-Dror, Malcah, Sound change in progress. In: *Sociolinguistics. Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, Bd. 2. Hrsg. v. Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier. Berlin/New York 1988, 1591—1603. (HSK 3.2).

Walter Haas, Freiburg/Schweiz

48. Ansätze zu einer Theorie des Sprachwandels auf morphologischer und syntaktischer Ebene

1. Einleitung
2. Unifizierung der Theorien des morphologischen und syntaktischen Wandels
3. 'Großer' und 'kleiner' grammatischer Wandel
4. Sprachwandelprozesse im Bereich der grammatischen Organisation
5. Orientierungen
6. Literatur (in Auswahl)

1. Einleitung

Eine Theorie des Sprachwandels auf morpholo-

gischer Ebene läßt sich nur im Zusammenhang mit und gleichberechtigt neben einer Theorie des syntaktischen Wandels entwerfen. Einen der überzeugendsten Gründe für dieses Vorgehen liefert die Beobachtung, daß im Laufe der Sprachgeschichte einer spezifischen Einzelsprache ein- und dieselbe grammatische Funktion einmal wortintern, d. h. morphologisch realisiert werden kann, dann wieder wortextern, d. h. auf syntaktische Art und Weise. Die wortinterne Realisierung einer grammatischen Funktion wird auch als synthetische Konstruktionsweise, die wortexterne Realisierung im Gegensatz dazu

als analytische Konstruktionsweise bezeichnet. Die Beobachtung zeigt, daß Sprachen mehrere Analyse>Synthese-Zyklen durchlaufen können. Eine Theorie des Sprachwandels auf morphologischer und syntaktischer Ebene hat daher zu klären, welche Faktoren die wortinterne bzw. die wortexterne Realisierung einer spezifischen grammatischen Funktion steuern. In beiden Fällen geht es um den Wandel von Grammatik, die jeweils auf unterschiedliche Art und Weise ausdrucksseitig kodiert wird. Theorien, die sich nur mit morphologischem Wandel oder nur mit syntaktischem Wandel auseinandersetzen, behandeln entweder nur begrenzte Ausschnitte grammatischen Wandels oder sie sind genötigt, im Bereich der Terminologie Korrekturen vorzunehmen, die bislang leider mehr zu einer Verwirrung als zu einer Klärung der jeweiligen Phänomene geführt haben. Eine Theorie des morphologischen und syntaktischen Wandels muß ferner in der Lage sein, Ordnung in die Vielfalt der beobachtbaren Sprachwandelphänomene zu bringen. Sie wird dieser Anforderung nur dann gerecht, wenn sie imstande ist, die verschiedenen Sprachwandelerscheinungen zu hierarchisieren. Dabei geht es darum, zu erkennen, ob ein spezifischer beobachtbarer Wandel als bloße Folgeerscheinung einer umfassenden Umstrukturierung des grammatischen Systems einer Sprache zu bewerten ist oder ob die beobachtbare Veränderung den massiven Wandel selbst ausgelöst hat und somit Ausdruck einer veränderten Parametersetzung ist. Hier hat die Sprachwandelforschung auch die Aufgabe, der einzelsprachlich orientierten Historischen Grammatik Ordnungsmuster zu liefern, die sich auf der Basis auch detailgenauer Kenntnis einer Einzelsprache allein nicht entdecken ließen. Zu den zentralen Themen einer Theorie des Wandels grammatischer Kodierung gehört außerdem die Beschreibung und Erklärung der Prozesse, die bei grammatischem Wandel wirksam sind und werden. Eine Theorie des grammatischen Wandels sollte schließlich so konzipiert sein, daß sie zur Lösung der axiomatischen Fragestellung nach der Orientierung sprachlichen Wandels (kausale versus finale bzw. funktionale Motivierung des Wandels) einen Beitrag zu leisten imstande ist.

2. Unifizierung der Theorien des morphologischen und syntaktischen Wandels

2.1. Terminologische Klärung

W. P. Lehmann (1990, 368) beginnt seinen Übersichtsartikel über syntaktischen Wandel

mit der Feststellung, daß er die Flexionsmorphologie als integralen Teil der Syntax mitbehandeln wolle. Anderson (1988, 324) leitet seinerseits seinen Übersichtsartikel über morphologischen Wandel mit der Beobachtung ein, daß von seiten der Generativen Grammatik bei der Erforschung syntaktischen Wandels in der Regel morphologischer Wandel der eigentliche Untersuchungsgegenstand war. Und er fügt hinzu, daß andererseits ein Großteil der Literatur zum phonologischen Wandel im wesentlichen ebenfalls morphologischen Themen gewidmet ist. Das Verfahren bestand und besteht offensichtlich im wesentlichen darin, die inhaltliche Seite der Morphologie, d. h. die grammatischen Funktionen, dem Bereich der Syntax zuzuschlagen, die Ausdrucksseite dagegen als Teil der Phonologie oder Morphonologie zu betrachten. Dieses, aus theorieinternen Erwägungen heraus favorisierte Vorgehen hat dazu geführt, daß die Begriffe der Morphologie und der Syntax inzwischen sehr uneinheitlich verwendet werden, und zwar von den verschiedensten Seiten. Noch unübersichtlicher wird die Situation, wenn mit diesem unscharfen terminologischen Instrumentarium dann morphologischer und syntaktischer Wandel untersucht werden sollen. Hier macht nämlich die Sprache sozusagen selbst Sprünge und begeht 'Grenzübertritte' zwischen Syntax und Morphologie. Die Grenze zwischen Syntax variiert bereits synchron, vergleicht man Sprachen so unterschiedlichen Typs wie isolierende Sprachen im Gegensatz zu polysynthetischen Sprachen. Die gleiche Variabilität läßt sich diachron beobachten — eine Einsicht, die uns seit Coseriu selbstverständlich geworden ist. Kasusfunktionen (genauer: grammatische Relationen) können beispielsweise mittels Präpositionen mit eigenem Wortstatus zum Ausdruck gebracht werden oder mithilfe von postponierten Affixen (Kasussuffixen), die keinen eigenen Wortstatus haben. Grammatische Funktionen können also gleichermaßen gut von freien wie von gebundenen Morphemen transportiert werden. Wenn W. P. Lehmann von syntaktischem Wandel spricht, ist damit offensichtlich grammatischer Wandel gemeint, oder noch präziser: der Wandel der ausdrucksseitigen Kodierung von grammatischen Funktionen. Es stellt sich die Frage, ob es dann noch sinnvoll ist, zwischen Morphologie und Syntax zu unterscheiden. Die Frage läßt sich bejahen, da freie Morpheme anderen Serialisierungsprinzipien folgen als gebundene Morpheme. Seit Bybee 1985 wird uns zunehmend bewußt, daß die wortintern realisierten Morphemfolgen keine beliebigen Häu-

fungen von Morphemen darstellen; es lassen sich vielmehr wortspezifische Serialisierungsgesetzmäßigkeiten beobachten, die im übereinzelsprachlichen Maßstab überraschend konstant bleiben. Es liegt nahe, auch für den Bereich der Syntax spezifische Serialisierungsprinzipien anzunehmen. Wortstellungsregularitäten sind gut untersucht, doch fehlen Untersuchungen zur syntaktischen Distribution von freien grammatischen Morphemen, d. h. Auxiliaren, die im weiteren Sinn auch Präpositionen und Artikel umfassen. Die jeweils unterschiedlichen Serialisierungsregeln, die wortintern und wortextern wirksam werden, dürften das charakteristische Merkmal sein, worin sich Morphologie und Syntax unterscheiden: Es herrscht eine jeweils unterschiedliche 'grammatische Gesetzgebung', was die Anordnung der Morpheme betrifft. Diese Differenzierung ist jedoch sekundärer Natur. Ihr übergeordnet sind die grammatischen Funktionen. Immer dann, wenn im folgenden von morphologischem und syntaktischem Wandel ohne Berücksichtigung der beiden Kodierungsmöglichkeiten die Rede ist, wird der Terminus 'grammatischer Wandel' verwendet. Steht dagegen nicht die Identität der grammatischen Funktion, sondern die Spezifik ihrer wortinternen bzw. wortexternen Kodierung im Vordergrund, wird weiterhin terminologisch zwischen morphologischem und syntaktischem Wandel differenziert.

2.2. Der Synthese-Analyse-Zyklus

Eine regelmäßig wiederkehrende und zentrale Fragestellung der Sprachwandelforschung sowie der Historischen Grammatik schien bislang unlösbar zu sein: Warum wechseln grammatische Funktionen ständig zwischen wortinterner, morphologischer, synthetischer Kodierung und wortexterner, syntaktischer, analytischer Kodierung? Dabei läßt sich keine unidirektionale Entwicklung in Richtung zunehmender Analytizität oder zunehmender Synthetizität feststellen. Es lassen sich bei einer Beobachtung über einen langen Zeitraum vielmehr Kreisläufe beobachten: Lat. *cantābo* 'ich werde singen' > vulglat. *cantāre habeō* > frz. *je chanterai* > modernes gesprochenes Frz. *je vais chanter*. Schwegler 1990 zeigt deutlich, daß die Synthese->Analyse-Problematik eng mit dem Problem einer fehlenden, übereinzelsprachlich gültigen Wortdefinition zusammenhängt. Einen vielversprechenden Lösungsvorschlag hat Stolz 1993 auf der Basis der inspirierenden Arbeit von Bybee 1985 gemacht. Bybee hat den Blick dafür geschärft, daß die grammatische Semantik von

Morphemen dafür verantwortlich ist, in welcher Nähe zum lexikalischen Wortstamm die jeweiligen Morpheme realisiert werden. Stolz verfolgt diesen Ansatz weiter und spricht von semantisch motivierten Syntheseprozessen. In Abwendung von bloß ausdrucksseitig und sprachökonomisch begründeten Abschleifungs- und Komprimierungsthesen, die seit Beginn der Sprachwandelforschung bis heute populär sind (z. B. Werner 1987), schärft Stolz den Blick dafür, daß spezifische grammatische Morpheme in Abhängigkeit von ihrer grammatischen Semantik (Funktion) mehr zur Fusion mit einem Wort tendieren als andere. Sollte sich dieser Ansatz als ausbaufähig erweisen, wäre der Weg zu einer Lösung sowohl der Wort- als auch der Synthese > Analyse-Problematik gewiesen: Durch die umfassende und detailgenaue Untersuchung synchron und diachron wirksamer Morphemserialisierungen ließen sich Wortstrukturgesetze entdecken, die uns erklären helfen könnten, warum 'Wörter genauso lang sind wie sie sind' (vgl. Leiss 1995). Das bedeutet, daß sich eine universelle Definition der sprachlichen Einheit Wort erarbeiten ließe, die sowohl die Motivation für 'Satzwörter' in polysynthetischen Sprachen als auch für die wechselnden Synthese-Analyse-Grade ganz allgemein transparent machen könnte. Hier wird deutlich, wie sehr sich Erkenntnisse aus dem Bereich der Sprachwandelforschung auf sprachtheoretische Fragestellungen auswirken können: Eine Definition des Worts muß nicht mehr als unmöglich oder als vorwissenschaftlich oder nur theorieintern oder einzelsprachlich möglich postuliert werden. Umgekehrt gilt, daß Daten aus dem Bereich der empirischen Universalienforschung und der Sprachtypologie als Katalysatoren für die Sprachwandelforschung und die Historische Grammatik wirksam werden können. Die Theorien des morphologischen und syntaktischen Wandels sollten künftig als eine Theorie des grammatischen Wandels unifiziert werden. Es handelt sich nicht um unterschiedliche Gegenstandsbereiche. Der gemeinsame Gegenstand sind die grammatischen Funktionen. Eine Theorie des grammatischen Wandels hat künftig zu klären, warum einmal die morphologische, dann wieder die syntaktische Lösung bei der Kodierung grammatischer Funktionen gewählt wird. Vor allem bleibt zu klären, warum sich solche Ausdrucksstrategien ändern. Handelt es sich um einen arbiträren Prozeß, oder sind bei grammatischem Wandel spezifische Lösungsmuster oder sogar 'Musterlösungen' beobachtbar, die rekurrent und damit überzufällig vorkommen?

3. 'Großer' und 'kleiner' grammatischer Wandel

3.1. Grammatische Revolutionen: Sprachtypologie und grammatischer Wandel

Nicht alle Sprachwandelprozesse haben denselben Status. Es gibt massive Umwälzungen innerhalb eines sprachlichen Systems, bei dem sozusagen die Stützmauern grammatischer Organisation betroffen sind. Man könnte von Parameterwechsel oder bildhafter von grammatischen Revolutionen sprechen. Andere Sprachwandelercheinungen stellen dagegen nur die Folge solcher umfassender Restrukturierungsprozesse dar. Daneben gibt es 'geringfügigeren' Wandel, der im folgenden als sprachliche Variation im engeren Sinn bezeichnet wird. Diese erfolgt im Rahmen vorgegebener Parametersetzungen, innerhalb deren eine spezifische Bandbreite oder Freiheit der Umsetzung innerhalb der erfolgten grammatischen Weichenstellungen gegeben ist. Um erkennen zu können, ob eine spezifische grammatische Sprachwandelercheinung, z. B. der Verlust des verbalen Genitivs, eine veränderte Parametersetzung, die Folge einer solchen Veränderung oder nur eine bloße Variation eines unveränderten Parameters ist, muß man die verschiedenen grammatischen Phänomene gewichten und hierarchisieren können. Man muß also erkennen, welche grammatischen Einheiten von anderen impliziert sind und welche nicht. Solche Einsichten in die unterschiedlichen Wertigkeiten von grammatischen Einheiten lassen sich nur im Sprachvergleich großen Maßstabs gewinnen. Bei einer bloß einzelsprachlichen Perspektive gelingt in der Regel die Unterscheidung zwischen zentralen und peripheren grammatischen Prozessen nicht, wie die Anhäufung von beziehungslos angeordneten Details in historischen Grammatiken dramatisch deutlich macht. Die Sprachtypologie gibt Hinweise auf Ordnungsmuster gerade im grammatischen Bereich, die man von seiten der Sprachwandelforschung dringend benötigt. Aus einem weiteren Grund liegt es nahe, Sprachtypologie und die Untersuchung grammatischen Wandels parallel zu betreiben: Wenn man mit Jakobson und Coseriu annimmt, daß die gleichen Prozesse synchron und diachron wirksam sind (vgl. 4.1.—4.4.), dann ergibt es keinen Sinn, zwischen synchron wie diachron beobachtbaren Parametersetzungen einen Unterschied zu machen. Sprachtypologie und grammatische Sprachwandelforschung beschäftigen sich mit dem gleichen Gegenstandsbereich und denselben Fragestellungen, nur aus einer jeweils anderen Perspektive. Jakobson (1958/

1971) und W. P. Lehmann (1985; 1990) haben nachdringlich dazu aufgefordert, die Sprachtypologie verstärkt in die Erforschung grammatischen Wandels miteinzubeziehen. Die Vorteile sind offenkundig: die Sprachtypologie verfügt heute über einen relativ reichen Erkenntnisvorrat an grammatischen Hierarchien und Implikationsrelationen. Die grammatische Sprachwandelforschung sollte sich diese Einsichten nutzbar machen.

3.2. Variation und grammatischer Wandel

Es gibt Sprachwandelercheinungen, die lediglich 'geringfügigen' Wandel darstellen. Er besteht nicht in einer veränderten Parametersetzung, sondern in der veränderten Selektion aus einem Variantenpotential. Weitverbreitet ist heute die Auffassung, daß sich jede Form des Sprachwandels als Selektion aus einem synchron vorhandenen Variantenreservoir erklären läßt: „Die Bausteine des Sprachwandels sind die Varianten“, und: „Sprachwandel ist in seinem Anfangsstadium Variantenselektion aus einem Reservoir von vorher entstandenen Sprachvarianten“ (Mattheier 1988, 1431; 1441). Wenn hier von Varianten die Rede ist, dann sind offensichtlich sprachliche Vorkommen von Varianten gemeint und nicht potentiell realisierbare Varianten. Es gibt aber durchaus Sprachwandel, der sich auf der Basis der veränderten Selektion von bereits existierenden Varianten nicht erklären läßt. Die Entstehung des Artikels in einer vorher artikellosen Sprache stellt einen solchen Fall dar. Hier wird kein Element selegiert, das vorher vorhanden gewesen wäre. Das Demonstrativpronomen, aus dem der bestimmte Artikel in der Regel entsteht, stellt in funktionaler Hinsicht keine Variante dar. Man könnte von einem Variantenpotential virtueller Existenz sprechen. Doch auch hier muß differenziert werden: 1. Es gibt Varianten, die miteinander koexistieren können. 2. Es gibt Varianten, die einander ausschließen. Im zweiten Fall liegt jeweils unterschiedliche Parametersetzung vor, die so formuliert werden muß: eine Sprache oder das Subsystem einer Sprache verfügt entweder über das Merkmal x oder über das Merkmal y (z. B.: ergativische Konstruktionsweise schließt eine gleichzeitige akkusativische Konstruktionsweise aus). Es gibt somit veränderte Parametersetzungen als eine Form des Sprachwandels, und es gibt die variable Selektion aus einem Variantenpotential, das im Rahmen einer Parametersetzung entfaltbar ist. Parameter werden sukzessive auf mehreren Ebenen gesetzt. Die menschliche Sprachfähigkeit (*language*) enthält bereits ein Realisierungspotential, das nicht vollständig determiniert ist: die Sprach-

typen sind der Ausdruck dieser ersten Form von Umsetzung von universalen Funktionen. Innerhalb eines Sprachtyps sind weitere Weichenstellungen möglich. Sprachtypologische Parametersetzungen determinieren eine Sprache nicht vollständig. Die verschiedenen Einzelsprachen sind der Ausdruck dieses Realisierungspotentials. Auch innerhalb der weiteren Parametersetzungen, die im einzelsprachlichen Maßstab erfolgen, gibt es weitere Möglichkeiten der Entfaltung (Dialekte, Soziolekte, Idiolekte). Jede Form der Parametersetzung ist mit einer ganzen 'Umwelt' an weiteren möglichen Variationen verbunden; diese 'Umwelt' sind die Varianten, die im Rahmen eines Parameters nicht verhindert werden. Das Variationspotential wird mit jeder zusätzlichen Parametersetzung paradoxerweise jeweils größer, wie die Beobachtung zeigt: Es gibt mehr Einzelsprachen als Sprachtypen [etc.]. Eine Reduktion wird allerdings durch sprachliche Normierung ermöglicht. Durch Normierung wird Varianz, d. h. das Potential eines Parameters, in der Regel jedoch nicht reduziert, sondern lediglich negativ sanktioniert und damit 'vertikalisiert': es entstehen Soziolekte. Die Tendenz zur Vertikalisierung von Varianten kann zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlich stark ausgeprägt sein (vgl. von Polenz 1994). Externe Faktoren spielen hier eine große Rolle, z. B. der Buchdruck. Bei der Beschreibung von grammatischem Wandel sollte immer beachtet werden, ob eine 'Neuerung' lediglich eine veränderte Selektion aus einem virtuellen Variantenpotential darstellt, oder ob es sich im Gegenteil um eine Veränderung in der Selektion von sich gegenseitig ausschließenden Parametern handelt. Im ersten Fall handelt es sich um die häufigsten Vorkommen von Sprachwandelerscheinungen, im zweiten Fall um die eigentlich interessanten Vorkommen von grammatischem Wandel. Die Untersuchung der möglichen (und der nicht möglichen) Parametersetzungen erlaubt Rückschlüsse auf die universalen Eigenschaften menschlicher Sprache.

4. Sprachwandelprozesse im Bereich der grammatischen Organisation

4.1. Analogie: die Ordnung von Grammatik

Analogie ist nur eines der Prinzipien grammatischer Strukturierung, das bei Sprachwandelprozessen wirksam wird. Es ist allerdings das Prinzip, das in Zusammenhang mit morphologischem Wandel bislang bevorzugt genannt wurde. Mit der gegenwärtigen Erforschung der graduellen Entstehung von Grammatik durch die Dese-

mantisierung von lexikalischen Elementen wird neben der Analogie auch noch der Prozeß der Grammatikalisierung (vgl. 4.2.) als einer der beiden zentralen Mechanismen grammatischen Wandels genannt (vgl. Creolization and Language Change, 1994). Dem lassen sich noch zwei weitere, ebenfalls bedeutende Prozesse der diachronen und synchronen Organisation von Grammatik hinzufügen: die Prozesse der Metaphorisierung (4.3.) und der Hierarchisierung (4.4.). Bei grammatischen metaphorischen Prozessen geht es um den Aufbau von komplexen grammatischen Inhalten durch die mehrfache Nutzung räumlicher Bilder beispielsweise auf temporaler und modaler Ebene. Der Prozeß der Hierarchisierung von Grammatik läßt sich am besten anhand von rekurrenten Vorkommen von Synkretismen (von motiviertem Formenzusammenfall) erforschen.

Das Prinzip der Analogie gehört zu den traditionell zentralen Gegenständen morphologischen Wandels. Nicht selten wird bei der Verwendung dieses Begriffs außer acht gelassen, daß analogische Restrukturierungsprozesse auch auf allen anderen sprachlichen Ebenen wirksam sind. Das Prinzip der Analogie wird in den Arbeiten zum morphologischen Wandel gerne in den Vordergrund gestellt, um zu zeigen, daß es eine spezifisch morphologische Kraft gibt, die den 'blind wirkenden' Lautgesetzen Grenzen setzt. Die Analogie bringt nach geläufiger Auffassung (vgl. Baldi/Schmalstieg 1990, 347) Ordnung in 'unordentliche' Paradigmen. Unordentlich sind diese Paradigmen paradoxerweise durch regulären Lautwandel geworden. Morphologische Irregularität wird in der Folge durch Prozesse der Analogie neu geordnet. Wer von Irregularität spricht, hat — ob bewußt oder unbewußt — eine Vorstellung von regulären Mustern. Die Beschaffenheit dieser Muster oder Schemata, wie man sie im Anschluß an die 'Cognitive Grammar' Langackers (vgl. Winters 1992) nennen könnte, ist noch nicht vollständig entdeckt. Man kann sich diesen Ordnungsprinzipien, nach denen die grammatischen Restrukturierungsprozesse erfolgen, annähern, wenn man sich zunächst den Kritikern des Erklärungsprinzips zuwendet. Ein häufiger Einwand ist, daß von Analogie immer dann die Rede sei, wenn die Lautgesetze nicht so ausnahmslos wirken, wie postuliert. Das Prinzip der Analogie gerät so in den Verdacht einer ad-hoc-Erklärung. Dieser Einwand greift nur dann, wenn sich zeigen läßt, daß die 'verbliebenen' Ausnahmen nach Gesetzen des Zufalls verteilt sind. Das ist jedoch nicht der Fall. Als Beispiel sei die 2. Pers. Sg. Ind. Präs. in ihrer Entwicklung von Ahd. zum Mhd. genannt:

du wirfst > *du wirfstest*. Lautgesetzlich wäre *du wirfstest*. Daß die 2. Pers. Sg. hier in ihrer 'Unge-setzlichkeit' eine starke Ähnlichkeit mit der 2. Pers. Pl. (*ir werfet*) hat, die ebenfalls ein -t aufweist, läßt sich nicht übersehen (von seiten der Historischen Grammatik aber doch; vgl. Sihler 1986). Die Neuordnung des Paradigmas folgt hier offensichtlich bestimmten, von grammatischen Inhalten vorgegebenen Bahnen. McMahon (1994, 80) geht so weit anzunehmen, daß es grundlegendere Kategorien gibt, welche die Muster für die paradigmatische Neuordnung von komplexeren Kategorien (z. B. Indikativ als 'Folie' für den Konjunktiv) abgeben. Bei analogen Prozessen handelt es sich vermutlich, anders als man in Übereinstimmung mit den Junggrammatikern gerne angenommen hat, nicht um bloße Reparaturmechanismen, sondern um einen fundamentalen Prozeß mentaler Organisation: gleiche oder ähnliche Inhalte werden gleich oder ähnlich kodiert. Analogien wären danach der Ausdruck ständig präsenter Ordnungsmuster, die den sog. blinden Lautwandel einschränken und kanalisieren. Die angenommene Chronologie — zuerst Lautwandel, dann analogische Reparaturen — dürfte der Realität grammatischen Wandels nicht in jedem Fall gerecht werden. Bammesberger (1992) demonstriert gerade an dem bekannten Beispiel des Verlusts der Kasusflexive (im Altenglischen), daß auch hier der Lautwandel durch Analogie in spezifische Richtungen gelenkt wurde. Er geht daher davon aus, daß morphologischer und syntaktischer Wandel weit häufiger phonologischen Wandel auslösen als nach verbreiteter Auffassung angenommen wird. Zusammenfassend läßt sich sagen: 'Blinde Lautgesetze' mögen scheinbar ganze Paradigmen löschen. Das vorher verborgene Ordnungsprinzip wird dann jedoch in Form von analogen Musterbildungen nur wieder besser sichtbar. Wirksam ist das Prinzip der Analogie in seiner sichtbaren wie unsichtbaren Form. Chronologische Aussagen, die Lautwandel als primär und analogen Wandel als sekundär postulieren, sind aus dieser Perspektive das Ergebnis unvollständiger Wahrnehmung. Beide Prozesse wirken simultan. Kausale Erklärungsansätze greifen also nicht, denn sie sind auf die genannten chronologischen Prämissen angewiesen.

4.2. Grammatikalisierung: die Entstehung von Grammatik

Den produktivsten Ansatz im Bereich der Sprachwandelforschung stellt gegenwärtig die Erforschung von Grammatikalisierungsprozessen dar. Als Grammatikalisierung wird ein Pro-

zeß bezeichnet, bei dem ein lexikalisches Morphem zunehmend in ein grammatisches Morphem überführt wird. Es gibt verschiedene Grammatikalisierungsgrade bzw. ein Grammatikalisierungskontinuum. Auch die Entwicklung eines schwach grammatischen Morphems zu einem stark grammatischen Morphem (z. B. der Übergang einer Präposition mit räumlicher Bedeutung zu einer Präposition mit temporaler und schließlich modaler Bedeutung) wird daher dem Prozeß der Grammatikalisierung zugeordnet. Die Entwicklung solcher, auf einem metaphorischen Prozeß beruhenden neuen Lesarten, wird hier dagegen gesondert (4.3.) behandelt. Es ist nämlich nicht auszuschließen, daß es sich um gegenläufige Prozesse handelt. Die erste Gesamtdarstellung des Grammatikalisierungsansatzes stammt von Heine/Claudi/Hünemeyer 1991. Einen repräsentativen Überblick über die gegenwärtig bearbeiteten Problemstellungen findet man in Traugott/Heine 1991. Eine gute Einführung mit einem wertvollen Literaturüberblick geben Hopper/Traugott 1993. Die wichtigsten Ansätze kamen Mitte der 80er Jahre aus dem weiteren Umfeld des Kölner Universalienprojekts (Heine; Ch. Lehmann). Ch. Lehmann (1987), auf den der erste programmatische Entwurf (aus dem Jahr 1982) zurückgeht, verweist auf Givón als den Begründer dieses Forschungsansatzes. Im Zentrum steht die Idee gerichteten grammatischen Wandels: Grammatikalisierung verläuft danach in spezifischen Grammatikalisierungskanälen. So entstehen beispielsweise definite Artikel aus Demonstrativpronomina. Die lexikalische Quelle für Aspektmorpheme bilden sehr häufig Kopulaverben und Bewegungsverb. Kasusaffixe entstehen aus Adpositionen, die ihrerseits häufig auf Nomen mit lokalisierender Bedeutungskomponente zurückgeführt werden können. Nach Ch. Lehmann (1987, 218) besteht die Idee des Grammatikalisierungskanals darin, „daß nur Wörter einer bestimmten lexikalischen Klasse als Quelle für eine bestimmte grammatische Kategorie in Frage kommen.“ Zunehmende Grammatikalisierung ist nach Ch. Lehmann mit folgenden 5 Begleitprozessen verbunden:

- (1) Paradigmatisierung: die betreffenden Formen ordnen sich in Paradigmen.
- (2) Obligatorik: zunehmend notwendige Setzung von vorher fakultativ verwendeten Formen.
- (3) Kondensierung: die Formen werden kürzer.
- (4) Fusionierung benachbarter Formen.
- (5) Fixierung der linearen Serialisierung von Morphemen.

Ergänzt werden Lehmanns Grammatikalisierungskriterien durch fünf weitere Prinzipien von

Hopper (beides zusammenfassend dargestellt in Hopper 1991):

- (1) Überlagerung („Layering“): Innerhalb einer funktionalen Domäne entstehen ständig neue Ausdrucksformen, die sich überlagern (Bsp: starkes und schwaches Präteritum).
- (2) Splitting („Divergence“): Aufspalten einer lexikalischen Form in das lexikalische Element und zusätzlich das grammatische Element (Bsp.: *frz. pas* ‘Schritt’ neben der gleichlautenden Negationspartikel).
- (3) Spezialisierung: Einschränkung mehrerer konkurrierender Formen mit jeweils spezifischen semantischen Nuancen auf wenige oder nur eine verbleibende Form (Bsp.: mit der Negationspartikel *pas* konkurrierten im Frz. ursprünglich noch *point* ‘Punkt’, *mie* ‘Brösel’, *gote* (>*goutte*) ‘Tropfen’, *amende* ‘Mandel’, *areste* (>*arête*) ‘Gräte’, *beloce* ‘Schlehe’ und *eschalope* ‘Erbsenschote’.
- (4) Lexikalisches Erbe („Persistence“): dem sich grammatikalisierenden Morphem bleiben Restmerkmale seiner ursprünglichen lexikalischen Semantik erhalten, was zu grammatischen Distributionsbeschränkungen führt.
- (5) Dekategorisierung: die ursprüngliche Wortartenzugehörigkeit und die damit verbundenen kategorialen Merkmale gehen schließlich verloren.

Die genannten Kriterien und Prinzipien verweisen darauf, daß sich nicht jedes Lexem gleichermaßen als Quelle für den Prozeß der Grammatikalisierung eignen kann. Da dieser Prozeß in der Desemantisierung, d. h. im Verlust semantischer Merkmale besteht bis hin zur Reduktion auf ein semantisches Kernmerkmal, muß dieses verbleibende Merkmal auch vorher im Quellenlexem vorhanden sein. Häufig handelt es sich dabei um deiktische Merkmalskomponenten. Diese Beobachtung paßt gut zu Bühlers Annahme, daß alle grammatischen Kategorien eine (mehr oder weniger direkt sichtbare) deiktische Komponente enthalten. Von der Brauchbarkeit des Konzepts des Grammatikalisierungskanals hängt nach Ch. Lehmann (1987, 220) ab, inwieweit der gesamte Neuansatz eine Zukunft hat: „Wir würden unser ganzes Kanalmodell für widerlegt halten, wenn sich in einer Sprache das Verb für ‘kochen’ oder ‘schaufeln’ als Hilfsverb grammatikalisiert fände.“ Dem ist prinzipiell zuzustimmen. Vorsichtig sollte man jedoch bei der vorläufigen Nennung von Beispielen sein: wenn schon einmal ein Lexem wie *frz. ‘Gräte’* um die Position einer Negationspartikel konkurrieren konnte, wird man noch auf viele Überraschungen gefaßt sein dürfen, was die Entstehung von Grammatik betrifft.

4.3. Metaphorisierung: der Aufbau von Grammatik

Der Prozeß der Grammatikalisierung, der primär in der Desemantisierung von lexikalischen Morphemen und in der Folge in der Reduktion auf ein grammatisch ‘verwertbares’ Kernmerkmal besteht, wird durch einen weiteren Prozeß ergänzt: den der Reinterpretation eines Kernmerkmals auf mehreren Ebenen. Genauer: ein grammatisches Merkmal wird sukzessive mehreren Lesarten unterworfen: so wird beispielsweise die räumliche Semantik (etwa einer Präposition) zunächst einer temporalen, dann einer modalen Lesart unterworfen, wobei die Reihenfolge der Lesarten nicht beliebig ist. Den Eindruck der Unumkehrbarkeit der Lesartenentfaltung gewinnt man z. B. bei der Betrachtung der historischen Entwicklung von Präpositionen (räumlich>temporal>kausal) oder von Aspekt-, Tempus- und Modusmorphemen (A>T>M). Betrachtet man im übrigen die Erwerbsreihenfolge dieser grammatischen Inhalte beim Kindspracherwerb, zeichnet sich eine vergleichbare Reihenfolge ab (A>T>M). Auffällig konvergierende Ergebnisse dieser Art lassen auf eine Form von grammatischer Hierarchisierung schließen. Erreicht wird sie durch die Metaphorisierung eines grammatischen Merkmals. Aus dem räumlichen Merkmal der Distanz oder des Abstands wird der durch einen metaphorischen Prozeß erzeugte Inhalt einer temporalen Distanz [etc.]. Das Kernmerkmal ist dabei im doppelten Sinn ‘aufgehoben’. Die Prozesse der Metaphorisierung und der Desemantisierung werden bislang als Grammatikalisierungsprozesse beschrieben, wobei die Desemantisierung am Anfang der Grammatikalisierungsskala angesiedelt ist, Metaphorisierungsprozesse dagegen am Schluß. Dennoch handelt es sich hier nicht um bloß graduell unterschiedliche Prozesse der Grammatikalisierung: bei Desemantisierung liegt ein Abbau lexikalischer Semantik vor, bei grammatischer Metaphorisierung dagegen ein Aufbau grammatischer Semantik:

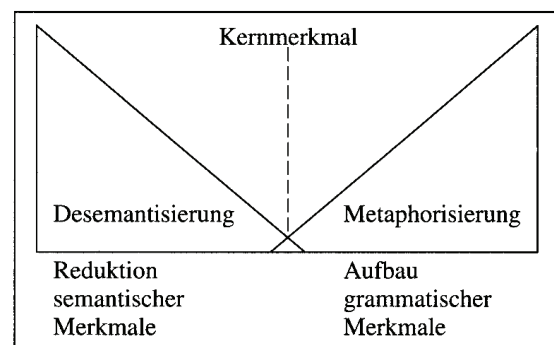


Abb. 48.1: Abbau lexikalischer Semantik und Aufbau grammatischer Semantik

Der Aufbau der grammatischen Merkmale erfolgt gerichtet. Das läßt auf die unterschiedliche kognitive Komplexität bzw. auf die unterschiedliche Markiertheit spezifischer grammatischer Kategorien schließen. Die Erforschung von Metaphorisierungsprozessen im Bereich der Grammatik gewinnt zunehmend an Bedeutung (vor allem seit den Arbeiten im Umkreis von G. Lakoff). Es wird auch zunehmend deutlich, daß sich kognitive Prozesse wie Metaphorisierung, aber auch Grammatikalisierung und Analogiebildung in ihrer Erscheinungsform als Sprachwandelprozesse gut erforschen lassen.

4.4. Synkretismus: der Abbau von Grammatik

Neben dem geordneten Aufbau von Grammatik läßt sich auch der geordnete Abbau von Grammatik untersuchen. Ein im übereinzelsprachlichen Maßstab auffälliges Merkmal sind im Bereich der grammatischen Paradigmen die vielen gleichlautenden Formen. Daß es sich dabei nicht um bloße Homonymien (unmotivierten Formenzusammenfall) handeln kann, wird uns zunehmend bewußt. Es ist anzunehmen, daß Polysemien (motivierte Formengleichheit) im Bereich der Grammatik ebenso häufig sind wie im Bereich des Lexikons. Bei grammatischem Formenzusammenfall (Synkretismus) liegt nach dieser Auffassung eine Neutralisation von grammatischen Merkmalen vor. Neutralisation im Bereich der Grammatik ist prinzipiell vergleichbar mit der Neutralisation von semantischen Merkmalen im Bereich des Lexikons: das Ergebnis ist im einen Fall ein Archigramm (terminologischer Vorschlag), im anderen Fall ein Archilexem. Pioniere bei der Erforschung von Synkretismen waren Delbrück und Jakobson. Delbrück (1907) ist zu entnehmen, daß bestimmte Kasusformen im Germanischen bevorzugt synkretisierten, bedingt durch gemeinsame grammatische Inhalte. Jakobson formuliert später, unabhängig von Delbrück, ähnliche Thesen zur Verwandtschaft von Kasusformen (die verschiedenen Arbeiten finden sich in seinen 'Selected Writings 2' zusammengefaßt): Formenzusammenfall erfolgt danach nicht 'blind', sondern auf der Basis gemeinsamer kategorialer Merkmale. Man könnte von grammatischen Verwandtschaften sprechen. W. P. Lehmann (1990, 374–375) bezieht sich explizit auf Delbrück und schlägt vor, der Reihenfolge beim Verlust von Flexionsendungen künftig mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Auch in der Arbeit von Luraghi (1987) stehen die funktionalen Verwandtschaften von synkretisierenden Kasusformen im Vordergrund. Daß Formenzusammenfall nicht nur im Bereich von Kasusformen motiviert ist und auch für wei-

tere grammatische Kategorien angenommen werden darf, liegt nahe. Dafür sprechen auch die Erkenntnisse aus der grammatischen Metaphorisierungsforschung: Die häufigen Reinterpretationsprozesse machen deutlich, daß Polysemien im Bereich der Grammatik sozusagen den Normalfall und die unmotivierten Homonymien den Ausnahmefall darstellen, so wie das im Bereich des Lexikons auch der Fall ist. Metaphorisierung und Synkretismus sind ganz offensichtlich spiegelbildliche Prozesse. Beide Prozesse hinterlassen Spuren, welche die Sprachwandelforschung aufzunehmen hat, um Bausteine zu einem besseren Verständnis grammatischer und kognitiver Prozesse ganz allgemein beizutragen.

5. Orientierungen

5.1. Die Orientierung grammatischen Wandels

Die genannten Sprachwandelprozesse im Bereich der Grammatik machen deutlich, daß diese Prozesse zwei charakteristische Eigenschaften haben: (1) Sie sind gerichtet, d. h. unidirektional, was bei den Metaphorisierungsprozessen besonders deutlich wird. (2) Sie sind nicht kausal determiniert. Vielmehr ist eine Vielzahl von Wegen möglich, um ein 'grammatisches Ziel' zu erreichen. Es lassen sich neben diesen beiden Eigenschaften zwei Konstanten feststellen: das ist einmal die Universalität der grammatischen Funktionen (die nicht mit den einzelsprachlich realisierten grammatischen Kategorien zu verwechseln sind), zum anderen die Universalität der Mittel bzw. Prozesse, um diese grammatischen Funktionen bzw. grammatischen Ziele zu erreichen. Da keine kausale Determination des Wegs zum grammatischen Ziel vorliegt, ist ein enormes Variantenpotential möglich. Bei der Nutzung dieses Variantenpotentials läßt sich beobachten, daß die gesamte Freiheit sprachlicher Kreativität nicht vollständig genutzt wird. Bereits bei individuellem Sprachgebrauch lassen sich Vorlieben beobachten. Man könnte sie als individuelle sprachliche Gewohnheiten bezeichnen, die nichts anderes sind als die bevorzugten Selektionen von Varianten. Ähnlich lassen sich sprachliche Normen als sozial etablierte, erfolgreiche Gewohnheiten bezeichnen, die schon verbindlicher und damit fester sind als individuell wiederholte Bestätigungen von spezifischen Varianten. Das gleiche gilt nochmal für einzelsprachliche und für sprachtypologische Verfestigungen der Auswahl. Man könnte beispielsweise von 'sprachtypologischen Gewohnheiten' sprechen, die nur die Eigenschaft haben, besonders fest zu sein. Coseriu würde hier von Traditionen

im weiteren Sinn sprechen. Der Terminus der Gewohnheit wurde in der oben genannten erweiterten Bedeutung von Peirce eingeführt, der auch sprachliche Universalien, aber auch genetische Festlegungen und selbst Naturgesetze als besonders feste Gewohnheiten und damit als veränderbare Parametersetzungen bezeichnet. Damit ist selbstverständlich die Dichotomie zwischen Natur und Kultur aufgehoben. Während Coseriu bei Kulturgegenständen das Primat der Kausalität bestreitet, muß eine Sprachwandeltheorie, welche die Gedanken von Peirce ernst nimmt (Shapiro 1991, Anttila 1993) dies auch für die festeren 'Gewohnheiten' im Bereich der Natur tun. Der Versuch von Keller, für den Bereich der Sprache über das Konzept der 'Phänomene der dritten Hand' das Prinzip der Kausalität erneut einzuführen, ist aus dieser Sicht ein Irrweg, was Anttila (1993) im Gegensatz zu Shapiro (1991) nicht wahrnimmt. Durch veränderte externe Einflüsse können natürlich auch besonders starke Parametersetzungen wieder erschüttert werden. Das ist immer dann der Fall, wenn die Tradierung einer 'Wegbeschreibung' zur Erreichung eines grammatischen (oder anderen) Ziels nicht mehr gewährleistet werden kann. Ein deutliches Beispiel ist die Entstehung von Kreolsprachen. In solchen Fällen von massivem Traditionsverlust werden die Parameter erneut gewählt und gesetzt. Interessanterweise sind die grammatischen Funktionen, d. h. die grammatischen Zielvorgaben von solchen massiven Reorganisationsprozessen nicht betroffen, was der auffallend reguläre und gerichtete Aufbau beispielsweise von Tempus-, Modus- und Aspektkategorien (bei Kreolisierung) zeigt (im Sinne von Peirce ist das natürlich dennoch kein 'ewiges' Merkmal grammatischer Funktionen). Auffallend gerichtet erweist sich im übrigen auch der Aufbau von grammatischen Funktionen beim Kindspracherwerb. Neben dem Kindspracherwerb einschließlich dessen Einfluß auf Sprachwandelerscheinungen (geringerer Traditionseinfluß!), müßten noch Bereiche wie Sprachtod oder die 'Geburt von Sprachen' (Entstehung von Kreolsprachen) berücksichtigt werden. All diese Bereiche können hier nicht ausgeführt werden (einführend dazu Aitchison 1991 und McMahon 1994). Die Hinweise verstehen sich einzig als Plädoyer dafür, Konvergenzen der Forschung in diesen verschiedenen Bereichen wahrzunehmen, um so die axiomatischen Grundlagen für eine künftige Grammatik- und Sprachwandeltheorie gewinnen zu helfen.

5.2. Orientierung der Forschung

Der Grammatikalisierungsansatz sowie die Markiertheitstheorie, wie sie im Rahmen der Natür-

lichen Morphologie in Rückbesinnung auf Jakobsons Arbeiten weiterentwickelt wurde, ziehen gegenwärtig die meiste Aufmerksamkeit auf sich. Selbst Labov, der sich überwiegend mit externen und somit sozialen Faktoren des Sprachwandels auseinandergesetzt hat, kündigt im ersten Band seiner dreibändigen Summa zum Sprachwandel an, daß sich Band 3, der den kognitiven Faktoren von Sprachwandel gewidmet ist, den Prinzipien von Grammatikalisierung zuwenden wird.

Die Erforschung von Grammatikalisierungsprozessen kann zwar auf eine lange Tradition zurückgeführt werden (vgl. Hopper/Traugott 1993, 18–31); die vereinzelt Beobachtungen und Aussagen werden jedoch gegenwärtig zum ersten Mal systematisch und umfassend mit sprachtypologischen Fragestellungen in Verbindung gebracht. Was gegenwärtig in der Grammatikalisierungsforschung geschieht, läßt sich als optimistische Aufbruchsstimmung beschreiben. Bereichert und ergänzt wird dieser Ansatz durch das Forschungsparadigma der Natürlichen Morphologie, das vor allem in den letzten 20 Jahren entwickelt und mit viel Aufmerksamkeit verfolgt worden ist. Die Gerichtetheit von Grammatikalisierungsprozessen läßt sich auf der Basis einer bloß arbiträr angenommenen Distribution der Markiertheitswerte nicht erklären. Erkenntnisse über nichtarbiträre, 'natürliche' Prinzipien des Aufbaus von Markiertheitswerten dürften den Grammatikalisierungsansatz optimieren helfen. Umgekehrt lassen sich die vorläufigen Markiertheitshierarchien durch Einbeziehung der Grammatikalisierungsdaten zunehmend modifizieren und verfeinern. Beide Ansätze implizieren die verstärkte Einbeziehung der Sprachtypologie. Relativ isoliert von diesen Ansätzen sind die Arbeiten aus dem weiteren Umfeld der Generativen Grammatik, die aufgrund der Selbsteinschätzung des eigenen Ansatzes als des fortschrittlichsten überhaupt einen großen Teil der Literatur nicht rezipiert haben (vgl. Lightfoot 1988 und 1991 sowie Anderson 1988). Die Abwendung von solchen Formen des monologisierenden 'Diskurses' zeichnet sich zunehmend ab. Abschließend stellt sich die Frage, welche Sprachwandeltheorie gegenwärtig eine axiomatische Grundlage für die Erforschung des Wandels von Teilkomponenten von Sprache bereitzustellen imstande ist. Die vielrezipierte Arbeit von Keller 1990, in der Sprachwandelphänomene als Phänomene der unsichtbaren Hand dargestellt werden, trägt zu den elementaren Fragestellungen einer Theorie des morphologischen und syntaktischen Wandels nichts bei. Shapiro (1991, 122, Fn. 10), der an Keller kritisiert, daß er die explananda einer

Theorie des Sprachwandels verfehlt, legt eine Sprachwandeltheorie vor, die richtungsweisend sein dürfte: auf den unverzichtbaren Beiträgen von Jakobson und Coseriu wird unter Berücksichtigung einer semiotischen Perspektive im Sinne von Peirce weiter aufgebaut. Die Beispiele aus dem Bereich grammatischen Wandels sind häufig. Am Schluß sei noch auf die sich gegenwärtig entwickelnde, bedeutende Forschung zum Bereich Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit hingewiesen (z. B. die Arbeiten von Betten und aus dem Freiburger Sonderforschungsbereich zu dieser Problematik, die hier nicht einzeln aufgeführt werden können). Unterschiedliche Tradierungsformen beeinflussen natürlich auch die von Tradierung abhängige Verfestigung von grammatischen Parametern. Von der Seite der Mündlichkeits- und Schriftlichkeitsforschung sind weiterhin wichtige Beiträge zum Zusammenspiel von externen und internen Faktoren (vor allem auch bei grammatischem Wandel) zu erwarten.

6. Literatur (in Auswahl)

- Aitchison, Jean, *Language Change: Progress or Decay?* 2nd edition. Cambridge 1991.
- Anderson, Stephen R., *Morphological Change*. In: *Linguistics: The Cambridge Survey*. Vol. 1: *Linguistic Theory: Foundations*. Ed. by Frederick J. Newmeyer. Cambridge [...] 1988, 324—362.
- Anttila, Raimo, *Change and metatheory at the beginnings of the 1990s: the primacy of history*. In: *Historical Linguistics: Problems and Perspectives*. Ed. by Charles Jones. London/New York 1993, 43—73.
- Approaches to Grammaticalization*. 2 Vols. Ed. by Elizabeth Closs Traugott/Bernd Heine. Amsterdam/Philadelphia 1991. (Typological Studies in Language 19,1; 19,2).
- Baldi, Philip/William R. Schmalstieg, *Morphological Change*. In: *Research Guide on Language Change*, 1990, 347—364.
- Bammesberger, Alfred, *Phonology, analogy, and how languages change: Notes on the development of some grammatical categories in English*. In: *Diachrony within Synchrony*, 1992, 359—375.
- Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über Sprachwandel und seine bestimmenden Faktoren. Hrsg. v. Norbert Boretzky/Werner Enninger/Thomas Stolz. Bochum 1987, 289—316. (B-EBS 4).
- Betten, Anne, *Sentence connection as an expression of medieval principles of representation*. In: *Internal and External Factors in Syntactic Change*. Ed. by Marinel Gerritzen and Dieter Stein. Berlin/New York 1992, 157—174. (TLSM 61).
- Bühler, Karl, *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz. Ungekürzter Nachdruck der Ausgabe von 1934. Stuttgart/New York 1982. (UTB 1159).
- Bybee, Joan, *Morphology. A Study of the Relationships between Meaning and Form*. Amsterdam/Philadelphia 1985. (Typological Studies in Language 9).
- Bybee, Joan/Revere Perkins/Williams Pagliuca, *The Evolution of Grammar*. Chicago 1994.
- Coseriu, Eugenio, *Linguistic Change Does not Exist*. In: *Linguistica Nuova ed Antica* 1, 1983, 51—63.
- Creolization and Language Change*. Ed. by Dany Adone/Ingo Plag. Tübingen 1994. (LA 317).
- Delbrück, B[erthold], *Synkretismus. Ein Beitrag zur germanischen Kasuslehre*. Strassburg 1907.
- Diachrony within Synchrony: Language History and Cognition*. Papers from the International Symposium at the University of Duisburg. Ed. by Günter Kellermann/Michael D. Morrissey. Frankfurt am Main [etc.] 1992. (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft).
- Givón, Talmy, *Historical syntax and synchronic morphology: An archeologist's fieldtrip*. In: *Papers from the Chicago linguistic Society* 7, 1971, 394—415.
- Heine, Bernd/Ulrike Claudi, Friederike Hünemeyer, *Grammaticalization. A Conceptual Framework*. Chicago 1991.
- Hopper, Paul J., *On Some Principles of Grammaticalization*. In: *Approaches to Grammaticalization*, 1991, 17—35.
- Hopper, Paul J./Elizabeth Closs Traugott, *Grammaticalization*. Cambridge 1993.
- Jakobson, Roman, *Typological Studies and their Contribution to Historical Comparative Linguistics*. In: *Selected Writings of Roman Jakobson* 1. The Hague/Paris 1971, 523—531 [zuerst 1958].
- Ders., *Selected Writings II*. The Hague/Paris 1971.
- Keller, Rudi, *Sprachwandel: von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen 1990. (UTB 1567).
- Labov, William, *Principles of Linguistic Change*. Vol. 1: *Internal Factors*. Oxford/Cambridge, Mass. 1994. (Language in Society 20).
- Language Death*. *International Journal of the Sociology of Language* 12, 1977, Ed. by Wolfgang Dressler/Ruth Wodak-Leodolter.
- Lehmann, Christian, *Grammaticalization: Synchronic variation and diachronic change*. In: *Lingua e Stile* 20, 1985, 303—318.
- Lehmann, Christian, *Sprachwandel und Typologie*. In: *Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über Sprachwandel*. 1987, 201—225.
- Lehmann, Winfred P., *Typology and the Study of Language Change*. In: *Diachronica* 2, 1985, 35—49.
- Lehmann, Winfred P., *Syntactic Change*. In: *Research Guide on Language Change*, 1990, 365—388.
- Leiss, Elisabeth, *Markiertheitszunahme als natürliches Prinzip grammatischer Organisation (am Beispiel der Verbalkategorien Aspekt, Tempus und Modus)*. In: *Funktionale Untersuchungen zur deutschen Nominal- und Verbalmorphologie*. Hrsg. v. Klaus-Michael Köpcke. Tübingen 1994, 149—160.

Leiss, Elisabeth, Ein natürliches Motiv für den 'ewigen Wandel' von synthetischem zu analytischem zu synthetischem ... Sprachbau. In: Beiträge zum internationalen Symposium über 'Natürlichkeitstheorie und Sprachwandel'. Maribor 1993. Hrsg. v. Norbert Boretzky/Wolfgang Dressler/Janez Orešnik[u. a.]. Bochum 1995, 237—251. (B-EBS 22).

Lightfoot, David, Syntactic Change. In: Linguistics: The Cambridge Survey. Vol I: Linguistic Theory: Foundations. Ed. by Frederick J. Newmeyer. Cambridge [etc.] 1988, 302—323.

Lightfoot, David, How to Set Parameters: Arguments from Language Change. Cambridge, Mass. 1991.

Luraghi, Silvia, Patterns of case syncretism in Indo-European languages. In: Papers from the 7th International Conference on Historical Linguistics. Ed. by Anna Giacalone Ramat/Onofrio Carruba/Giuliano Bernini. Amsterdam/Philadelphia 1987, 355—371. (ASTH 48).

Martinez Moreno, Annette, Sprachwandel und Irregularität. Morphosyntaktische Veränderungen im Bereich französischer Nominalkategorien. Berlin 1993. (Studienreihe Romania 7).

Mattheier, Klaus J., Das Verhältnis von sozialem und sprachlichem Wandel. In: Soziolinguistik, Bd. 2. Hrsg. v. Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier. Berlin/New York 1988, 1430—1452. (HSK 3.2).

McMahon, April, M. S., Understanding language change. Cambridge 1994.

Meinecke, Eckhard, 'Natürlichkeit' und 'Ökonomie'. Neuere Auffassungen des Sprachwandels. In: Sprachwissenschaft 14, 1989, 318—356.

Peirce, Charles S., Semiotische Schriften. Hrsg. u. übers. von Christian Kloesel und Helmut Pape. 3 Bde. Frankfurt am Main 1986; 1990; 1993.

Polenz, Peter von, Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 2: 17. und

18. Jahrhundert. Berlin/New York 1994.

Research Guide on Language Change. Ed. by Edgar Polomé. Berlin/New York 1990. (TLSM 48).

Schwegler, Armin, Analyticity and Syntheticity. A Diachronic Perspective with Special Reference to Romance Languages. Berlin/New York 1990. (Empirical Approaches to Language Typology 6).

Shapiro, Michael, The Sense of Change. Language as History. Bloomington/Indianapolis 1991.

Sihler, Andrew L., German Second Endings in -st. In: Münchener Studien zur Sprachwissenschaft 47, 1986, 193—215.

Sprachdynamik: auf dem Weg zu einer Typology sprachlichen Wandels; aus dem Projekt „Prinzipien des Sprachwandels“, Berlin, Bochum, Essen, Leipzig. Hrsg. v. Benedikt Jeßing. 8 Bde, Bochum 1994. (B-EBS 23,0—7), [wurde nicht mehr berücksichtigt].

Stolz, Thomas, Rezension von Armin Schwegler 1990. In: Sprachtypologie und Universalienforschung 46, 1993, 155—157.

Strunk, Klaus: Zum Postulat 'vorhersagbaren' Sprachwandels bei unregelmäßigen oder komplexen Flexionsparadigmen. München 1991. (SbBayA 1991, 6).

Werner, Otmar, Natürlichkeit und Nutzen morphologischer Irregularität. In: Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über Sprachwandel, 1987, 289—316.

Winters, Margaret E.: Schemas and prototypes: remarks on syntax change. In: Diachrony within Synchrony, 1992, 265—280.

Wurzel, Wolfgang Ullrich, 'Genitivverwirrung' im Deutschen — wie regulär ist morphologischer Wandel? In: Sprachwandel und seine Prinzipien. Beiträge zum 8. Bochum-Essener Kolloquium [...]. Hrsg. v. Norbert Boretzky/Werner Enninger/Benedikt Jeßing. Bochum 1991, 168—181.

Elisabeth Leiss, Bamberg

49. Ansätze zu einer Theorie des Sprachwandels auf lexikalischer Ebene

1. Einleitung
2. Forschungstraditionen und Bedeutungstheorien in der historischen Semantik
3. Grundfragen der historischen Semantik
4. Desiderata
5. Literatur (in Auswahl)

1. Einleitung

Seit dem Beginn der 80er Jahre hat sich die wissenschaftliche Aktivität im Bereich der *historischen Semantik* international wesentlich ver-

stärkt. Seit dieser Zeit sind zahlreiche Publikationen erschienen, die sich mit theoretischen und methodischen Grundsatzfragen der historischen Semantik befassen (z. B. Geeraerts 1983, Traugott 1985, Busse 1987, Fritz 1988, Hundsnurscher 1988, König/Traugott 1988, Nerlich/Clarke 1988, Baldinger 1989, Sweetser 1990, Burkhardt 1991, Koch 1991, Heringer 1992, Keller 1995). Auch einige Sammelbände mit historisch-semantischen Themen sind zu verzeichnen: Fisiak 1985, Busse 1991, Kellermann/Morrissey 1992, Busse/Hermanns/Teubert 1994,

Leiss, Elisabeth, Ein natürliches Motiv für den 'ewigen Wandel' von synthetischem zu analytischem zu synthetischem ... Sprachbau. In: Beiträge zum internationalen Symposium über 'Natürlichkeitstheorie und Sprachwandel'. Maribor 1993. Hrsg. v. Norbert Boretzky/Wolfgang Dressler/Janez Orešnik[u. a.]. Bochum 1995, 237—251. (B-EBS 22).

Lightfoot, David, Syntactic Change. In: Linguistics: The Cambridge Survey. Vol I: Linguistic Theory: Foundations. Ed. by Frederick J. Newmeyer. Cambridge [etc.] 1988, 302—323.

Lightfoot, David, How to Set Parameters: Arguments from Language Change. Cambridge, Mass. 1991.

Luraghi, Silvia, Patterns of case syncretism in Indo-European languages. In: Papers from the 7th International Conference on Historical Linguistics. Ed. by Anna Giacalone Ramat/Onofrio Carruba/Giuliano Bernini. Amsterdam/Philadelphia 1987, 355—371. (ASTH 48).

Martinez Moreno, Annette, Sprachwandel und Irregularität. Morphosyntaktische Veränderungen im Bereich französischer Nominalkategorien. Berlin 1993. (Studienreihe Romania 7).

Mattheier, Klaus J., Das Verhältnis von sozialem und sprachlichem Wandel. In: Soziolinguistik, Bd. 2. Hrsg. v. Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier. Berlin/New York 1988, 1430—1452. (HSK 3.2).

McMahon, April, M. S., Understanding language change. Cambridge 1994.

Meinecke, Eckhard, 'Natürlichkeit' und 'Ökonomie'. Neuere Auffassungen des Sprachwandels. In: Sprachwissenschaft 14, 1989, 318—356.

Peirce, Charles S., Semiotische Schriften. Hrsg. u. übers. von Christian Kloesel und Helmut Pape. 3 Bde. Frankfurt am Main 1986; 1990; 1993.

Polenz, Peter von, Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 2: 17. und

18. Jahrhundert. Berlin/New York 1994.

Research Guide on Language Change. Ed. by Edgar Polomé. Berlin/New York 1990. (TLSM 48).

Schwegler, Armin, Analyticity and Syntheticity. A Diachronic Perspective with Special Reference to Romance Languages. Berlin/New York 1990. (Empirical Approaches to Language Typology 6).

Shapiro, Michael, The Sense of Change. Language as History. Bloomington/Indianapolis 1991.

Sihler, Andrew L., German Second Endings in -st. In: Münchener Studien zur Sprachwissenschaft 47, 1986, 193—215.

Sprachdynamik: auf dem Weg zu einer Typology sprachlichen Wandels; aus dem Projekt „Prinzipien des Sprachwandels“, Berlin, Bochum, Essen, Leipzig. Hrsg. v. Benedikt Jeßing. 8 Bde, Bochum 1994. (B-EBS 23,0—7), [wurde nicht mehr berücksichtigt].

Stolz, Thomas, Rezension von Armin Schwegler 1990. In: Sprachtypologie und Universalienforschung 46, 1993, 155—157.

Strunk, Klaus: Zum Postulat 'vorhersagbaren' Sprachwandels bei unregelmäßigen oder komplexen Flexionsparadigmen. München 1991. (SbBayA 1991, 6).

Werner, Otmar, Natürlichkeit und Nutzen morphologischer Irregularität. In: Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über Sprachwandel, 1987, 289—316.

Winters, Margaret E.: Schemas and prototypes: remarks on syntax change. In: Diachrony within Synchrony, 1992, 265—280.

Wurzel, Wolfgang Ullrich, 'Genitivverwirrung' im Deutschen — wie regulär ist morphologischer Wandel? In: Sprachwandel und seine Prinzipien. Beiträge zum 8. Bochum-Essener Kolloquium [...]. Hrsg. v. Norbert Boretzky/Werner Enninger/Benedikt Jeßing. Bochum 1991, 168—181.

Elisabeth Leiss, Bamberg

49. Ansätze zu einer Theorie des Sprachwandels auf lexikalischer Ebene

1. Einleitung
2. Forschungstraditionen und Bedeutungstheorien in der historischen Semantik
3. Grundfragen der historischen Semantik
4. Desiderata
5. Literatur (in Auswahl)

1. Einleitung

Seit dem Beginn der 80er Jahre hat sich die wissenschaftliche Aktivität im Bereich der *historischen Semantik* international wesentlich ver-

stärkt. Seit dieser Zeit sind zahlreiche Publikationen erschienen, die sich mit theoretischen und methodischen Grundsatzfragen der historischen Semantik befassen (z. B. Geeraerts 1983, Traugott 1985, Busse 1987, Fritz 1988, Hundsnurscher 1988, König/Traugott 1988, Nerlich/Clarke 1988, Baldinger 1989, Sweetser 1990, Burkhardt 1991, Koch 1991, Heringer 1992, Keller 1995). Auch einige Sammelbände mit historisch-semantischen Themen sind zu verzeichnen: Fisiak 1985, Busse 1991, Kellermann/Morrissey 1992, Busse/Hermanns/Teubert 1994,

Fritz/Gloning 1997. Zu dieser Entwicklung gehört auch die Beschäftigung verschiedener Autoren mit der Geschichte der historischen Semantik (z. B. Schmitter 1987, Geeraerts 1988; besonders hervorzuheben: Nerlich 1992). Insgesamt zeigt sich eine Tendenz, historische Semantik unter der Perspektive der Sprachwandeltheorie und der Bedeutungstheorie zu betreiben, d. h. als „Prinzipienwissenschaft“ im Sinne Hermann Pauls (vgl. Paul 1886, 2). Diese prinzipienwissenschaftliche Ausrichtung hat auch in der Vergangenheit, bei den Semasiologen des ausgehenden 19. Jahrhunderts und in den Anfängen der strukturellen Semantik, fruchtbare Perioden der historischen Semantik gekennzeichnet, so daß nach einer Zeit relativer Dürre in den 60er und 70er Jahren die Hoffnung auf eine neue Blüte der historischen Semantik nicht unberechtigt ist. Wenn man der Disziplin heute eine günstige Prognose stellen kann, dann unter anderem deshalb, weil sie ein Arbeitsfeld ist, auf dem exemplarisch die Verbindung zweier Theorierichtungen erprobt werden kann, deren Beziehung heute viele Leute beschäftigt, nämlich die Verbindung von handlungstheoretischer und kognitiver Betrachtungsweise (Stichwort: „Pragmatics and Cognition“). Als erster Hinweis auf den Stand der Diskussion lassen sich einige zentrale Fragen der gegenwärtigen Forschung folgendermaßen zusammenfassen:

- (i) Wie muß eine Bedeutungstheorie aussehen, in deren Rahmen Neuerungen im Spektrum der Verwendungsweisen von sprachlichen Ausdrücken adäquat beschrieben und erklärt werden können (Berücksichtigung des Netzwerks von Verwendungsweisen und ihrer Familienähnlichkeiten, der kognitiven Ausstattung von Sprechern, der Wissensbestände von Sprechern, der Kommunikationsprinzipien; Neuerungstypen und Möglichkeiten ihrer Erklärung)?
- (ii) Welche methodischen Prinzipien sollten für eine empirische Erforschung der Bedeutungsgeschichte gelten (Beschreibung und Abgrenzung von Verwendungsweisen, Korpuserstellung, Beleghermeneutik, quantitative Methoden etc.)?
- (iii) Wie verbindet man die *Mikroperspektive* (Formen individueller Neuerung bzw. Formen der Deutung einer Verwendung, Prinzipien der Selektion einer Neuerung) mit der *Makroperspektive* (Verbreitungswege und Verbreitungsmechanismen, bis zur normativen Geltung in einer Standardsprache)?
- (iv) Lassen sich Regularitäten des Bedeutungswandels zeigen und erklären? (Etwa: Kausale Ausdrücke gehen oft auf temporale Ausdrücke zurück, z. B. dt. *weil*, engl. *since*. In dieser Fragestellung besteht eine fruchtbare methodische Querverbindung zur sprachvergleichenden, typologischen Betrachtung; vgl. Bybee/Pagliuca 1985, Anderson 1986, Abraham 1989, Wierzbicka 1994.)

- (v) Wie beschreibt und erklärt man die Entwicklungsgeschichte von Ausdrücken „kleinerer“ Kategorien (*Partikeln*: Burger 1980, Hentschel 1986, Abraham 1991, Burkhardt 1994; *Modalverben*: Traugott 1985, Fritz 1991, Goossens 1992, Fritz 1997 b)?

Was die Ziele der Erforschung der *Bedeutungsgeschichte* angeht, so sind manche traditionelle Ziele etwas in den Hintergrund getreten, andere dagegen sind in moderner Form weiterhin oder wieder präsent. Als Hilfswissenschaft der Etymologie sollte die Bedeutungslehre durch Formulierung von Regularitäten des Bedeutungswandels zur Absicherung einzelner Etymologien beitragen. Gleichzeitig sollten durch die Sammlung von Parallelentwicklungen allgemeine etymologische Hypothesen überprüft werden wie z. B. diejenige, daß alle abstrakten Verwendungsweisen aus konkreten entstanden sind (vgl. neuerdings Traugott 1985, 159 ff.). Eine gewisse Kontinuität, wenn auch nicht eine gleichmäßige Dynamik, zeigen Programme, die die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke in größeren historisch-sozialen Zusammenhängen sehen: Bedeutungsgeschichte als Geistesgeschichte (z. B. Trier 1931, Spitzer 1948), als Kulturgeschichte (z. B. Vossler 1913), als Sozialgeschichte (z. B. Koselleck 1979, 107 ff., Jäger/Plum 1988). Eine neuere Entwicklung dieses Typs von historisch-semanticischer Orientierung bietet das Programm „historische Semantik als Diskursgeschichte“ (vgl. Busse/Hermanns/Teubert 1994), in dem auch der Gesichtspunkt der Mentalitätsgeschichte berücksichtigt wird (Hermanns 1995). Allgemeiner formuliert suchen Forschungsrichtungen der eben erwähnten Art Antworten auf die Frage, wie sich sprachgeschichtliche Veränderungen in Lebensformen vollziehen und welche Möglichkeiten wir haben, andere, insbesondere vergangene Lebensformen zu verstehen. Damit ist die historische Semantik Teil einer Theorie kommunikativer Traditionen. In diesen Horizont ordnet sich auch das traditionelle philologisch-hermeneutische Ziel ein, durch Bedeutungsgeschichte zur Verbesserung des Verständnisses von Texten aus historisch entfernten Zeitstufen beizutragen. Eine eher universalistische Perspektive haben dagegen psychologische Forschungsprogramme, die Bedeutungsgeschichte als ein Fenster zur Entdeckung der Gesetze des menschlichen Denkens verstehen. Eine vorstellungspsychologische Konzeption dieser Art finden wir etwa bei Wilhelm Wundt (Wundt 1904, 609). In modernem Gewand bestimmt dieses Ziel den historischen Zweig der neueren kognitiven Semantik. Die Vertreter dieser Forschungsrichtung versprechen sich von der Analyse von

Bedeutungsveränderungen einen Zugang zur Struktur kognitiver Kategorien (vgl. z. B. Sweetser 1990).

2. Forschungstraditionen und Bedeutungstheorien in der historischen Semantik

In den folgenden Abschnitten werden die wichtigsten Forschungstraditionen der historischen Semantik und ihre bedeutungstheoretischen Grundlagen knapp skizziert. Für Einzelheiten der Forschungsgeschichte wird auf Forschungsberichte und wissenschaftshistorische Darstellungen verwiesen, z. B. Jaberg (1901), Kronasser (1952), Ullmann (1957), Wellmann (1974), Beckers (1975), Nerlich (1992). Eine etwas umfangreichere Dokumentation von Untersuchungen zu Einzelproblemen bietet Fritz (1997 a).

2.1. Traditionelle Bedeutungslehre

Den Anfang der historischen Semantik als wissenschaftliche Disziplin, die zunächst die Bezeichnung „*Semasiologie*“ erhielt, datiert man im allgemeinen auf das Jahr 1825. Damals stellte der Altphilologe Karl Reisig in einer seiner „Vorlesungen über die lateinische Sprachwissenschaft“ die Forderung auf, man müsse in den Wörterbüchern die verschiedenen Bedeutungen der Wörter in ihrer inneren Ordnung angeben, d. h. geordnet nach ihrer historischen Entwicklung und ihrem logischen Zusammenhang (vgl. Reisig 1839, 286). Seit diesen Anfängen hat die historische Semantik ein wechselvolles Schicksal gehabt. Ihren ersten Höhepunkt erlebte sie in der Zeit von 1880 bis 1900. Eine der Hauptaufgaben der historischen Semantik sahen die Vertreter der Bedeutungslehre dieser Zeit darin, Ordnung in das scheinbare Chaos der Bedeutungsveränderungen zu bringen. Zu diesem Zweck entwickelten sie eine Typologie von Arten des Bedeutungswandels und versuchten, einzelne historische Veränderungen diesen Typen zuzuordnen. Trotz vielfältiger Unterschiede im einzelnen zeigt sich in den Monographien verschiedener Autoren (Whitney 1876, Paul 1886, Darmesteter 1887, Bréal 1897) ein relativ einheitlicher Kanon von Typen: *Spezialisierung der Bedeutung*, *Bedeutungserweiterung*, *Metapher*, *Metonymie*, *Euphemismus* etc. Dieser Kanon läßt sich zurückführen auf die aristotelische Definitionslehre und die Tropen-Lehre der klassischen Rhetorik, die von den ersten Semasiologen, Vertretern der klassischen Philologie, als Orientierungspunkt verwendet worden war (z. B. Reisig 1839, 287 ff.). Die entscheidende

Einsicht bei der Anwendung dieser Kategorien auf lebende Sprachen und deren Geschichte war, daß die in der Rhetorik beschriebenen Formen des ornatus (Metapher etc.) alltäglichen Verwendungsweisen von Ausdrücken entsprechen und daß viele Ausdrücke, die in einem späteren historischen Sprachzustand nicht-metaphorisch und nicht-euphemistisch verwendet werden, ursprünglich in solchen Verwendungsweisen in Umlauf gebracht wurden. Auch von der Spezialisierung der Bedeutung heißt es, sie sei ein ganz gewöhnliches sprachliches Phänomen und komme in der Alltagsrede jeden Augenblick vor (Nyrop/Vogt 1903, 84). Der Grundgedanke der Paulschen Theorie des Bedeutungswandels besteht darin, daß von dem „usuellen“ Gebrauch eines Ausdrucks in besonderen Verwendungszusammenhängen „okkasionell“ abgewichen werden kann, und daß diese Abweichung sich als neuer Gebrauch etablieren kann. In diesem Prozeß lassen sich verschiedene Stadien unterscheiden: Die erstmalige okkasionelle Verwendung, die Verbreitung dieser Verwendungsweise und das Verblassen bzw. Vergessen des ursprünglich metaphorischen oder euphemistischen Charakters der Verwendung dieses Ausdrucks. Die Möglichkeiten des traditionellen Ansatzes werden in den genannten Arbeiten deshalb nicht in vollem Umfang deutlich, weil die Form der Darstellung sich weitgehend auf die Angabe der Beschreibungskategorien und die Subsumption einiger Beispiele unter diese Kategorien beschränkte. Differenziertere kommunikative Analysen etwa des metaphorischen Redens waren in dieser Forschungstradition die Ausnahme (Sperber 1923, Stern 1931). Daher konnte sich der Vorwurf von Kritikern halten, hier werde ein rein klassifikatorisches Vorgehen praktiziert, das noch keine Erklärung des Bedeutungswandels leiste. Diese müsse sich psychologischer oder soziologischer Kategorien bedienen. Als Kommunikationszusammenhänge, in denen besonders häufig Bedeutungswandel eintritt, wurden vor allem zwei genannt: Die Überlieferung der Sprache an die nachwachsende Generation und die Übergänge zwischen verschiedenen sozialen Gruppen in einer Gesellschaft. Beim Spracherwerb ist es möglich, daß die Kinder dem Sprachgebrauch ihrer Eltern eine Regel unterstellen, die von der ihrer Eltern abweicht, so daß sie den schon etablierten Gebrauch unvollkommen lernen. In bestimmten sozialen Gruppen wird ein besonderer Sprachgebrauch entwickelt, der dann durch Entlehnung in andere Gruppen und die Standardsprache übernommen wird. In vielen wortgeschichtlichen Arbeiten sind seitdem Übernahmen aus Fremdsprachen, aber auch

Wortschatzbewegungen zwischen Dialekten und Standardsprache und zwischen verschiedenen Sprachen auch unter dem Gesichtspunkt von Bedeutungsveränderungen untersucht worden. Von einigen Autoren der traditionellen Richtung wurde besonders auf die Rolle einer Beschreibung des Satzzusammenhangs für ein Verständnis eines Bedeutungswandels hingewiesen (Stöcklein 1898, Wellander 1923, Leumann 1927).

Die vorherrschende Bedeutungsauffassung in der traditionellen Semasiologie (bis hin zu Kronasser 1952) ist die sog. *Vorstellungstheorie der Bedeutung*. Eine charakteristische Formulierung ihres Grundgedankens findet sich bei Paul, der allerdings noch die besondere Unterscheidung von *usueller* und *okkasioneller Bedeutung* hinzufügt: „Wir verstehen also unter usueller bedeutung den gesammten vorstellungsinhalt, der sich für den angehörigen einer sprachgenossenschaft mit einem worte verbindet, unter occasioneller bedeutung denjenigen vorstellungsinhalt, welchen der redende, indem er das wort ausspricht, damit verbindet und von welchem er annimmt, dass ihn auch der hörende damit verbinde“ (Paul 1886, 66). Mit dieser Festlegung wird die Bedeutungstheorie eine psychologische Theorie. Unter den Zeitgenossen der Semasiologen wandten sich Frege und später auch Husserl gegen diesen Psychologismus: „Die Vorstellung ist subjektiv: die Vorstellung des einen ist nicht die Vorstellung des anderen. [...] Die Vorstellung unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Sinne [d. h. in nicht-Fregescher Redeweise: der Bedeutung] eines Zeichens, welcher gemeinsames Eigentum von vielen sein kann und also nicht Teil oder Modus der Einzelseele ist“ (Frege 1969, 44 (1892)).

Wenn die Bedeutung eines Ausdrucks eine Vorstellung ist, so kann man seine Bedeutung nur erklären, indem man diese Vorstellung mithilfe anderer Ausdrücke beschreibt. Der relevante Zusammenhang ist also derjenige zwischen *Ausdrücken*, solchen, deren Bedeutung erklärt werden soll, und solchen, die zur Beschreibung der Vorstellungen verwendet werden. Werden letztere jedoch nicht nach intersubjektiv verfügbaren Regeln verwendet, so erhält man einen unendlichen Regreß von subjektiven Vorstellungen, und das Projekt der Bedeutungserklärung kommt nie in Bewegung. Es ist daher nicht verwunderlich, daß Autoren wie Paul, der ja auch Wörterbuch-Autor war, in ihrer Praxis der Bedeutungsbeschreibung zumeist ohne den Begriff der Vorstellung ausgekommen sind (vgl. Gloning 1996, 15 ff.). Daneben gibt es aber in dieser Zeit auch höchst nebulöse und unplausible Be-

schreibungen, die sich der Vorstellungs-Redeweise bedienen. Auch Pauls im vorhergehenden Abschnitt zitierte Unterscheidung von usueller und okkasioneller Bedeutung ist nicht unproblematisch. Einerseits entspricht sie einer richtigen und notwendigen Unterscheidung, die Grice unter den Bezeichnungen „word meaning“ und „utterer’s meaning“ (auch „occasion meaning“) diskutiert hat (Grice 1989, 117–137). Andererseits verknüpft Paul damit die problematische Annahme, daß diese beiden Arten von Bedeutung von derselben Kategorie seien, nur mit dem Unterschied, daß eine usuelle Bedeutung allgemeiner und eine okkasionelle Bedeutung spezieller und eingeschränkter sei. Seine vorstellungstheoretische Konzeption läßt ihn einen wichtigen kategorialen Unterschied übersehen, der verwandt ist mit dem Unterschied zwischen einer Bedeutungsregel, d. h. den Gebrauchsmöglichkeiten, und der einzelnen Anwendung einer Regel. Schließlich lenkt die Vorstellungstheorie die Aufmerksamkeit hin auf die — nach dieser Auffassung — mit jedem einzelnen Ausdruck verknüpften Vorstellungen und weg von dem Bedeutungszusammenhang zwischen Ausdrücken, der, wenn auch auf verschiedene Weise, sowohl für die strukturelle Semantik wie für die handlungstheoretische Semantik eine wichtige Rolle spielt. Was die Erklärung von Bedeutungsveränderungen durch den Verweis auf Assoziationen von Vorstellungsmassen angeht, so ist hier der Einwand der Zirkularität naheliegend. Die Beobachtung einer Bedeutungsveränderung dient als Indiz für eine Assoziation von Vorstellungen, und die entsprechende Assoziation von Vorstellungen wird dann zur Erklärung der Bedeutungsveränderung benutzt. Insgesamt kann man in dem damaligen Psychologismus einen Nachteil für die Entwicklung der Theorie des Bedeutungswandels sehen, da er die langandauernde und im ganzen fruchtlose Diskussion um den Primat von logischen oder psychologischen Methoden, Klassifikationen und Erklärungsmustern begünstigte und die Entwicklung einer kommunikationstheoretisch fundierten Konzeption der Bedeutungsgeschichte behinderte, für die es in der traditionellen Semasiologie durchaus Ansätze gibt, z. B. bei Paul selbst oder in Wegener (1885). Die Frage der Verbreitung von semantischen Neuerungen wurde in der semasiologischen Literatur kaum diskutiert, mit Ausnahme der bemerkenswerten programmatischen Darstellung in Meillet (1905/1906). Dagegen findet man zahlreiche Beobachtungen zu Verbreitungsvorgängen in der zeitgenössischen Literatur zur Lehnwortforschung und zur Wortgeographie.

2.2. Diachronische strukturelle Semantik

Eine kritische Auseinandersetzung mit der traditionellen Bedeutungslehre begann in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts (z. B. Weisgerber 1927). Mit Triers *Wortfeldtheorie* (Trier 1931) wurden Prinzipien der strukturellen Sprachbetrachtung auch auf den Wortschatz angewendet: die Unterscheidung von Synchronie und Diachronie, die Unterscheidung von Sprache und Rede und die Betonung des Systemcharakters der Sprache. Diesen Neuansatz darf man allerdings nicht so verstehen, daß den früheren Autoren solche Unterscheidungen prinzipiell fremd gewesen seien. Hermann Paul unterscheidet Sprachzustand und Sprachgeschichte sowie usu- und okkasionelle Bedeutung, und er verweist auf die Notwendigkeit, die „begriffliche Beziehung“ zwischen verschiedenen Wörtern zu berücksichtigen (Paul 1895, 82). Bei anderen vorstrukturalistischen Autoren kann man in der Verwendung der Organismus-Metapher einen Ansatzpunkt zur Betrachtung der Sprache als System sehen. — Das Neue an der strukturellen Betrachtungsweise ist, daß die Analyse der Sprache als System explizit zum methodischen Prinzip erhoben wird, das sich in der Untersuchung von Oppositionsbeziehungen und der Verwendung von Verfahren wie der Kommutationsprobe konkretisiert. Die Annahme, daß die Bedeutungen verschiedener Wörter gegeneinander abgegrenzt sind und sich gegenseitig bedingen, führte Trier dazu, nicht mehr „Einzelwortschicksale“ zu untersuchen, sondern größere Wortgruppen als Oppositionssysteme zu untersuchen und Vergleiche von aufeinanderfolgenden historischen Oppositionssystemen zu unternehmen. Beispielsweise beschrieb Trier den Gebrauch von *list* bei einem Autor der Zeit um 1200, indem er zu zeigen versuchte, daß dieser Ausdruck mit *wîsheit*, *kunst* und anderen ein Wortfeld bildet und somit in bestimmten Oppositionsverhältnissen steht. Ein Bedeutungswandel besteht nun darin, daß sich die Struktur eines solchen Feldes verändert. Triers Verfahren, den Sprachgebrauch einzelner Autoren zu untersuchen, ist die Radikalisierung des strukturalistischen Prinzips, daß es Oppositionen nur innerhalb einer homogenen Sprache, also z. B. innerhalb eines bestimmten Dialekts, geben kann, während eine historische Sprache eine Vielfalt von regionalen oder gruppenspezifischen Varianten umfassen kann, in denen derselbe Ausdruck jeweils in verschiedenen Oppositionsverhältnissen stehen kann. Dieses Prinzip muß allerdings um die Feststellung ergänzt werden, daß häufig Gruppen von Sprechern in mehreren verschiedenen Traditionen stehen, d. h. über verschiedene Sprachsysteme verfügen, was

ja gerade eine der relevanten Bedingungen für die Veränderung des Sprachgebrauchs ist. Bei diesem Verfahren der „komparativen Statik“ werden Strukturunterschiede zwischen verschiedenen Sprachzuständen darstellbar. Wenn man nun annimmt, daß die Aufteilung eines bestimmten Feldes ein Stück sprachlichen Weltbildes zu erkennen gibt, so wird man in der veränderten Struktur auch eine geistesgeschichtliche Veränderung sehen. In diesem Sinne war es Triers Ziel, Geistesgeschichte in der Sprachgeschichte zu erforschen. — Eine theoretische Präzisierung der Prinzipien einer diachronischen strukturellen Semantik bietet Coseriu (1964) anhand von Beispielen aus den romanischen Sprachen. Ein Wortfeld ist nach Coseriu ein lexikalisches Paradigma. Ein Bedeutungswandel besteht in der Aufgabe oder Einführung einer distinktiven Opposition auf der Inhaltsebene.

Danach wäre, um ein deutsches Beispiel zu wählen, die Ersetzung der mhd. Ausdrücke *zese/winster* durch *rechts/links* kein Bedeutungswandel, da es sich hierbei zunächst nur um eine Veränderung auf der Ausdrucksebene handelt. Dagegen besteht der Übergang vom ahd. System der Bezeichnungen für die Geschwister der Eltern *fetiro*, *basa*, *oheim*, *muoma* zum nhd. *Onkel/Tante* u. a. darin, daß eine distinktive Opposition auf der Inhaltsebene, die man mit dem Merkmalpaar 'Vaterseite'/'Mutterseite' bezeichnen könnte, aufgegeben worden ist, und zwar sowohl auf der männlichen wie auf der weiblichen Seite. Entsprechend der alten, nicht-strukturellen Unterscheidung von Bedeutungsverengung und -erweiterung könnte man sagen, daß der Ausdruck *Onkel* im Nhd. eine weitere Bedeutung hat als die Gegenstücke *fetiro* und *oheim* im Ahd. Eine Bedeutungsverengung bestünde dementsprechend in der Einführung einer neuen Opposition. Coseriu weist noch auf eine andere Art von lexematischen Strukturen hin, die syntagmatischen Beziehungen (*fällen/Baum*). Auch in dieser Dimension kann eine Strukturveränderung eintreten. So konnte im Mhd., im Gegensatz zum heutigen Deutsch, der Ausdruck *fellen* nicht metaphorisch auch auf eine Burg, einen Hirsch oder die Blätter eines Baumes angewendet werden.

Die Behandlung von Metaphern, ein zentrales Thema der traditionellen Bedeutungslehre, ist für diese Theorie nur insofern von Interesse, als ein Ausdruck in einer konventionalisierten metaphorischen Verwendungsweise einen Platz in einem anderen lexikalischen Paradigma erhalten kann, als es der Ausdruck in seiner ursprünglichen nicht-metaphorischen Verwendungsweise hatte. — Die strukturelle Betrachtungsweise wurde in zahlreichen Arbeiten angewendet, z. T. an umfangreichem Datenmaterial, so daß auch in dieser Forschungstradition wertvolle historische Erkenntnisse gewonnen wurden, z. B. in Arbei-

ten wie Trier (1931), Bech (1951), Oksaar (1958), Stanforth (1967), Seiffert (1968), Burger (1972). Eine Sonderform der strukturellen Semantik, die *Merkmalssemantik*, wurde im Rahmen der generativen Grammatik entwickelt (Katz/Fodor 1963) und vereinzelt auch auf historische Fragestellungen angewendet. Ziele dieser Konzeption waren u. a. eine enge Verbindung mit einer Syntaxtheorie und ein Anspruch an Explizitheit von Beschreibungen, der über das in Wortfelduntersuchungen Übliche hinausgeht. Historische Beschreibungsversuche zu älteren Sprachstufen im Rahmen einer solchen Konzeption liegen vor zu den Systemen der Fortbewegungsverben (Hundsnurscher 1972) und der Verben des Fallens (Fritz 1974, 49–56). — Schwierigkeiten der Merkmalssemantik, die sich in expliziter formulierten Versionen besonders deutlich zeigen, sind mehrfach diskutiert worden, vor allem aus der Sicht einer handlungstheoretischen Semantik (z. B. Heringer 1974, 88 ff.) und aus der Sicht einer kognitiven Semantik (vgl. Abschnitt 2.3.). Da strukturell-semantische, insbesondere merkmalssemantische Auffassungen bisweilen auch heute noch vertreten werden, lohnt es sich, einige Probleme zu erwähnen, die gerade für die historische Semantik relevant sind:

1. Die Theorie der Rede (parole) ist in der strukturellen Semantik nur schwach entwickelt, so daß die Formen und Bedingungen der Innovation und die Verbreitung von Innovationen nicht theoretisch fundiert beschrieben werden können. Dementsprechend stellt die strukturelle Semantik für die Erkenntnisse der traditionellen Bedeutungsforschung über die Rolle von Verwendungsmustern wie metaphorisches Reden, ironisches Reden etc. keinen eigenen theoretischen Rahmen bereit.
2. Die distinktiven Merkmale eines Lexems werden — soweit ihr theoretischer Status überhaupt reflektiert wird — als jeweils notwendige und zusammengekommen hinreichende Bedeutungseigenschaften dieses Lexems gedeutet. Diese „aristotelische“ Semantik verkennt die Offenheit der Gebrauchsregeln umgangssprachlicher Ausdrücke und die *Familienähnlichkeiten* innerhalb des Spektrums der Verwendungsweisen.
3. Der Status der Ausdrücke für die distinktiven Merkmale im Rahmen der semantischen Beschreibungssprache bleibt oft unklar. Sind sie Teil eines universellen Vokabulars, Ausdrücke einer theoretischen Beschreibungssprache oder einfach Ausdrücke der zur Beschreibung verwendeten natürlichen Sprache?
4. Die strikte Trennung von semantischem Wissen, das in analytischen Sätzen formuliert wird, und *enzyklopädischem Wissen* erscheint theoretisch suspekt (vgl. Quine 1951) und empirisch nicht realisierbar. Diese Unterscheidung ist nicht zu ver-

wechseln mit einer anderen, nämlich der, daß es zentrale und marginale Aspekte der Verwendung eines Ausdrucks gibt.

2.3. Kognitive Semantik

In den letzten Jahren sind, vor allem im angelsächsischen Bereich, zahlreiche Arbeiten zur sog. kognitiven Semantik erschienen, von denen einige sich mit Problemen der historischen Semantik befassen (z. B. Geeraerts 1985, Traugott 1985, Sweetser 1990, Goossens 1992). Obwohl eine einheitliche kognitive Semantik nicht entwickelt ist, lassen sich doch prototypisch Zielsetzungen und theoretische Auffassungen von Vertretern dieser Sichtweise beschreiben. Wie oft in Frühstadien der Entwicklung einer Theorie besteht ein wichtiger Aspekt der Analyse empirischer Daten darin, die Plausibilität der Theorie zu stützen und weniger darin, neues Datenmaterial verfügbar zu machen. Dieses Ziel spielt auch in den bisherigen kognitiv ausgerichteten Arbeiten zur historischen Semantik eine zentrale Rolle („... how the data of historical semantics can support prototype theory“, Geeraerts 1985, 136). Die Autoren entwickeln ihre theoretischen Grundbegriffe häufig in der kritischen Auseinandersetzung mit strukturalistischen, merkmalssemantischen Konzeptionen. Das Programm der kognitiven Semantik ist im wesentlichen durch folgende Annahmen gekennzeichnet:

1. Die Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken ist bestimmt durch kognitive Kategorien bzw. die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks *ist* eine kognitive Kategorie. (Welche Auffassung vertreten wird, bleibt manchmal undeutlich.)
2. Eine lexikalische Kategorie ist gekennzeichnet durch Bündel einander überlappender Bedeutungsnuancen. Die Kategoriengrenzen sind vage (Wittgensteins Konzept der *Familienähnlichkeiten*, vermittelt über kognitionspsychologische Arbeiten, z. B. Rosch/Mervis 1975).
3. Diese *Polysemie-Bündel* zeigen interne Strukturen. Zu diesen Strukturen gehören vor allem metaphorische und metonymische Verknüpfungen. Innerhalb der Bündel von Bedeutungsnuancen gibt es zentrale (prototypische) und periphere Nuancen.
4. Es gibt keine (strikte) Unterscheidung zwischen semantischem und *enzyklopädischem* Wissen.

Für die historische Semantik sind vor allem zwei methodische Prinzipien dieser Forschungsrichtung von Bedeutung: Die Offenheit für die Vielfalt von Verwendungsweisen sprachlicher Ausdrücke und die Suche nach *Regularitäten des Bedeutungswandels*. Diese Regularitäten oder Mechanismen werden beschrieben mit Bezug auf die Struktur kognitiver Kategorien (z. B.: neue Nuancen werden hinzugefügt, marginale Nuan-

cen werden zu zentralen Nuancen und umgekehrt) und mit Bezug auf Zusammenhänge zwischen Kategorien unterschiedlicher Bereiche (z. B. Übergänge aus dem Bereich des Sehens in den Bereich des Verstehens). Als die wichtigsten Formen der Einführung von neuen Bedeutungsnuancen gelten metaphorische und metonymische Übertragungen. Dieses Programm zeigt eine deutliche Verwandtschaft mit traditionellen semasiologischen Auffassungen, mit denen die kognitive Semantik auch die Zuordnung zum Bereich der Psychologie teilt (vgl. Geeraerts 1988). Diese Verwandtschaft legt die Frage nahe, inwiefern auch die kognitive Semantik von den Einwänden gegen die Vorstellungstheorie betroffen ist, vor allem vom Zirkularitätseinwand (vgl. Keller 1995, 86). Diese Frage ist bisher nicht ausreichend geklärt. Insgesamt bedeutet diese Forschungsrichtung jedoch eine erfreuliche Belebung der historisch-semanticen Szene.

2.4. Handlungstheoretische Semantik

Die handlungstheoretische Semantik, die in verschiedenen Varianten entwickelt ist, greift einerseits auf Wittgensteins Sprachspiel-Konzeption zurück und andererseits auf die von Grice und anderen entwickelte intentionale Semantik (Grice 1989, Schiffer 1972; vgl. Gloning 1996). Für die historische Semantik sind vor allem folgende Aspekte einer derartigen Theorie von Bedeutung:

- (i) Der Begriff der Bedeutungsregel, d. h. der Konventionen des Gebrauchs von Ausdrücken in kommunikativen Zusammenhängen (den Wittgensteinschen „Sprachspielen“),
- (ii) Wittgensteins Lehre von der Offenheit der Gebrauchsregeln und der *Familienähnlichkeiten* zwischen Verwendungsweisen eines Ausdrucks (vgl. „... daß das Wort eine Familie von Bedeutungen haben muß.“, Wittgenstein 1967, § 77),
- (iii) die Annahme von Konventionalisierungsstufen, von einfachen Präzedenzen bis zu voll ausgebildeten Regeln,
- (iv) der Begriff des okkasionell Gemeinten und sein Zusammenhang mit dem Begriff der Wortbedeutung und der Satzbedeutung (Grice 1989, 117–137),
- (v) der Begriff des *gemeinsamen Wissens* (Schiffer 1972),
- (vi) die Gricesche Lehre von den *konversationellen Implikaturen* (Grice 1989, 22–40),
- (vii) die Lehre von den *Kommunikationsprinzipien* und ihr Stellenwert für das Verstehen bzw. die Deutung von Äußerungen.

Mit diesem Instrumentarium können die wichtigsten Aspekte der historischen Semantik theo-

retisch fundiert behandelt werden. Viele Formen der Neuerung können als konversationelle Implikaturen beschrieben werden (vgl. Cole 1975, König/Traugott 1988, Fritz 1991), und es kann gezeigt werden, wie eine Neuerung unter bestimmten Bedingungen des gemeinsamen Wissens verstanden bzw. gedeutet werden kann. Bei der Erklärung des Verstehens von ungebräuchlichen Verwendungen kann der kommunikationshistorische Bezug auf Vorbilder (sog. *Präzedenzen*) bzw. Muster berücksichtigt werden, z. B. bei metaphorischen Verwendungen (vgl. Keller-Bauer 1984). Weiterhin kann in diesem Theorierahmen ein Aspekt der historischen Semantik genauer behandelt werden, der bisher völlig unterentwickelt ist, nämlich die Lehre von der Routinisierung, Standardisierung und *Konventionalisierung* von Verwendungen (vgl. Strecker 1985, Busse 1991). Der handlungstheoretische Semantiker ist offen für die Betrachtung unterschiedlicher Verwendungsweisen, weil nach seiner Definition die Bedeutung eines Ausdrucks gerade in dem Spektrum seiner Verwendungsweisen besteht (vgl. Heringer 1988, Fritz 1995). Er wird also der Versuchung widerstehen, die Vielfalt gleich von vornherein zu reduzieren, eine Hauptbedeutung zu suchen und den Rest wegzuerklären, eine Methode, die eine historisch-evolutionäre Betrachtung möglicherweise schon im Keim erstickt. Der Bezug auf Kommunikationsprinzipien wie das der *Verständlichkeit*, der Genauigkeit, der Originalität und der Höflichkeit spielt bei der Erklärung der Selektion und Verbreitung von Innovationen eine wichtige Rolle — sowohl im Hinblick auf die bereitwillige Übernahme von Innovationen als auch auf die Widerstände der Sprecher gegen die Übernahme. Schließlich erlaubt eine handlungstheoretische Semantik auch einen direkten Anschluß an eine *Theorie der unsichtbaren Hand* (vgl. Keller 1990), die u. a. zur Erklärung von Verbreitungsvorgängen geeignet ist. Die Erkenntnis der älteren Semasiologen, daß kommunikative Muster wie *Euphemismus*, *Sarkasmus*, *Ironie*, *Metaphorik*, aber auch das Referieren eine besondere Rolle bei der Veränderung der Bedeutung von Ausdrücken spielen, läßt sich im Rahmen der Gebrauchstheorie aufgreifen. Dabei läßt sich zeigen, daß bei diesen Verwendungsweisen jeweils ein bestimmtes gemeinsames Wissen der Kommunikationsteilnehmer vorausgesetzt ist, so daß mit dem kommunikationshistorischen Aufbau dieses Wissens auch die Möglichkeit der Neuerung gegeben ist. Handlungstheoretisch fundiert sind auch die im folgenden Abschnitt erwähnten Arbeiten zur sog. *Diskursgeschichte*. Insgesamt ist auch in dieser Forschungstradition nach der bisher vorrangigen Entwicklung des Theorie-

und Methodeninventars die empirische Arbeit an größeren Materialmengen ein Desideratum.

2.5. Begriffsgeschichte

Seit den 70er Jahren ist eine verstärkte Forschungs- und Publikationstätigkeit im Bereich der sog. *Begriffsgeschichte* zu verzeichnen. Als Beispiel sei das historische Lexikon „Geschichtliche Grundbegriffe“ (1972 ff.) genannt, das sich zum Ziel setzt, anhand von ausgewählten Schlüsselwörtern Begriffsgeschichte als Sozialgeschichte zu behandeln, wobei der Schwerpunkt auf europäischen Entwicklungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts liegt. Obwohl es an methodologischen Überlegungen zu diesem Programm nicht fehlt (vgl. Koselleck 1979), erscheinen vor allem die bedeutungstheoretischen Grundlagen dieser Arbeit nicht in allen Punkten befriedigend. (Eine Analyse des begriffsgeschichtlichen Programms aus linguistischer Sicht bietet Busse 1987.) Man kann Begriffsgeschichte als Bedeutungsgeschichte verstehen, allerdings in einer Weise, die in begriffsgeschichtlichen Arbeiten nicht immer klar erkannt zu sein scheint. Nützlich könnte hier die Aufnahme von Vorarbeiten zur Klärung des Begriffs 'Begriff' sein, die von der sprachanalytischen Philosophie geleistet worden sind. So könnte man etwa zeigen, daß eine Analyse des Begriffs der Kausalität

die Analyse des Gebrauchs von Wörtern wie *Kausalität*, *kausal*, *warum*, *wegen*, *weil*, *Ursache*, *Gesetz* u. a. umfaßt und damit auch der Grundstrukturen des kommunikativen Musters der Erklärung (vgl. Caillieux 1976). Damit erweist sich die Geschichte des Kausalitätsbegriffs als die Geschichte des Gebrauchs dieser und verwandter Ausdrücke in Erklärungshandlungen, zur Beschreibung von Erklärungen etc. Die Rechtfertigung für eine Begriffsgeschichte liegt ja gerade darin, daß man eine gewisse Kontinuität oder zumindest historische Zusammenhänge in den Gebrauchsregeln für bestimmte Ausdrücke voraussetzt, wobei es durchaus verschiedene Ausdrücke sein können, zwischen deren historischem Gebrauch und dem Gebrauch heutiger Ausdrücke man einen solchen Zusammenhang sieht. Diesem Ideal von Begriffsgeschichte, das sich von Prinzipien traditioneller Wortgeschichte deutlich unterscheidet, kommen die Autoren immer dann nahe, wenn sie sich von Wörterbuch-Belegen lösen und die Verwendung bestimmter Ausdrücke (z. B. *Anarchie*, *Aufklärung*, *Emanzipation*, *Fortschritt*) in historischen Argumentationszusammenhängen und Kontroversen untersuchen. — Die zuletzt angedeutete Konzeption von Begriffsgeschichte als Kommunikationsgeschichte bzw. „Diskursgeschichte“

ist in den letzten Jahren aus linguistischer Perspektive weiterentwickelt und praktisch erprobt worden (Busse/Hermanns/Teubert 1994, Jung 1994). Besonders bemerkenswert ist bei diesen Arbeiten die Möglichkeit der Verbindung von linguistischen und sozialwissenschaftlichen Sichtweisen und Methoden.

3. Zentrale Fragen der historischen Semantik

Im folgenden werden nun einige Themen im systematischen Zusammenhang skizziert, die in der forschungsgeschichtlichen Betrachtung schon mehrfach angesprochen wurden. Bedeutungsgeschichte umfaßt prinzipiell die Stabilität und Kontinuität des Gebrauchs sprachlicher Ausdrücke ebenso wie die Variation und die Innovation. Allerdings standen die Formen der Bedeutungsveränderung immer im Zentrum des Interesses der historischen Semantik. Dies könnte sich bei einer genuin evolutionären Betrachtungsweise ändern, die allerdings bisher kaum entwickelt ist. Auch im folgenden liegt der Schwerpunkt auf Fragen der Innovation. Unter systematischem Gesichtspunkt lassen sich vereinfachend zwei Aspekte einer Bedeutungsveränderung unterscheiden, die in den nächsten beiden Abschnitten behandelt werden. 1. die Neuerung, d. h. ein Sprecher verwendet einen Ausdruck in einer bisher nicht gebräuchlichen Weise. 2. die Aufnahme und Verbreitung der Neuerung, d. h. ein anderer Sprecher versteht diese Verwendung, greift sie auf und benutzt sie weiter. Innerhalb einer Sprechergruppe wird diese Verwendungsweise aufgenommen, und sie spielt sich dort ein. Schließlich breitet sich die neue Verwendungsweise in andere Sprechergruppen aus. — Soweit man sich nicht auf die Untersuchung von historischen Einzelphänomenen um ihrer selbst willen beschränkt, wird man fragen, inwiefern sich für die erwähnten Vorgänge Regularitäten erkennen und Generalisierungen formulieren lassen. Diese Fragestellung wird in Abschnitt 3.3. aufgegriffen.

3.1. Semantische Neuerungen

Aus kommunikationsanalytischer Sicht sind alle Einzelverwendungen von Ausdrücken „per se schon Varianten, weil sie jeweils in anderen Kontexten und in anderen historischen Situationen gemacht werden“ (Heringer 1985, 170). Kontinuität im Gebrauch entsteht dadurch, daß die Verwendungen Mustern bzw. Prototypen zugeordnet werden können, die in der Sprechergemeinschaft normativen Charakter haben. Bemerkenswert ist, daß manche Ausdrücke über viele

Jahrhunderte hin eine große Stabilität des Gebrauchs zeigen. Dazu gehören etwa die zentralen Verwandtschaftsbezeichnungen im Deutschen (*Vater, Mutter, Bruder, Schwester*). Auf der anderen Seite lassen sich zu jedem historischen Zeitpunkt Verwendungen beobachten, die als Neuerung im bis dahin bekannten Variantenspektrum erscheinen. *Daß* derartige Neuerungen im Gebrauch entstehen, erklärt sich als Anwendung eines Ökonomieprinzips, das aus der biologischen Evolutionsforschung wohlbekannt ist, nämlich des Prinzips der Nutzung von alten Mitteln zu neuen Zwecken. *Wie* die neuen Bedeutungsvarianten entstehen, gehört zu den traditionellen Zentralfragen der historischen Semantik. Dabei neigt man heute dazu, die Entstehung von Neuerungen nicht einseitig als Produkt einer intentionalen Kreativität zu sehen, sondern unterschiedliche Neuerungsweisen zu unterscheiden. Manche Neuerungen kommen dadurch zustande, daß im ursprünglichen Variantenspektrum periphere Verwendungen eine Deutung als neuer Prototyp erhalten. Dies geschieht u. a. durch Veränderungen im Gefüge der Annahmen der Sprecher, d. h. im *gemeinsamen Wissen*. Neuerungen dieser Art sind als solche nicht intendiert, sie werden oft gar nicht als solche wahrgenommen, sie sind jedoch ein Ergebnis intentionalen sprachlichen Handelns. Daneben gibt es Neuerungen als „Zufallsfunde“, die zwar als bemerkenswert wahrgenommen werden, jedoch nicht das Ergebnis einer Suche sind. Schließlich gibt es Neuerungen, die für einen bestimmten Zweck intentional gesucht werden, z. B. fachsprachliche Metaphern wie *Fenster* in der Computerterminologie oder *to percolate* in der Wissenschaftssprache der generativen Syntax.

Dabei ist bekannt, daß es Sprechergruppen, Kommunikationsformen und thematische Bereiche gibt, in denen Innovationen besonders häufig beobachtet werden, während andere eher innovationsresistent sind. Gruppen von Jugendlichen sind besonders aktiv in der Produktion und Aufnahme von Neuerungen (vgl. Sornig 1981), ähnliches gilt für Spezialistengruppen mit hohem gemeinsamem Wissen. Semantisch kreativ werden Sprecher oft in Schimpf- und Beleidigungskommunikationen, neuerungsfördernd sind Themen wie Sexualität und andere affektiv besetzte Themen, die zu immer neuen Euphemismen anregen (vgl. Sperber 1923, 38 ff.). Neue Varianten entstehen nicht nur innerhalb von Sprechergruppen, sie werden häufig auch aus anderen Gruppen importiert, möglicherweise mit einer weiteren Veränderung bei der Übernahme. Auf die verschiedenen Formen der *Entlehnung* aus Fachsprachen und aus Fremdsprachen als Quelle von

Varianten hat Meillet früh hingewiesen (Meillet 1905/1906).

Besonderes Interesse haben in der historischen Semantik unauffällige, unspektakuläre Neuerungen gefunden. In zahlreichen Arbeiten zur Bedeutungsgeschichte seit dem 19. Jahrhundert (z. B. im Grimmschen Wörterbuch) ist ein Prinzip thematisiert und/oder befolgt worden, das man als *Prinzip der kleinen Schritte* bezeichnen könnte. Es ist zum einen ein methodisches Prinzip, das verlangt, daß der Forscher bei der Beschreibung der Bedeutungsgeschichte eines Ausdrucks über längere historische Perioden hinweg die Bedeutungsentwicklung in möglichst einfache Vorgänge zerlegt und diese einzelnen *Bedeutungsübergänge* einzeln untersucht (vgl. Paul 1895, 72; Wellander 1923, V). Dabei müssen ggf. bestimmte Verwendungsweisen als „Brücken“ oder „missing links“ gesucht oder rekonstruiert werden (vgl. etwa die Rekonstruktion der Bedeutungsgeschichte von lat. *nausea* 'Seekrankheit' bis engl. *noise* 'Lärm' in Spitzer 1948). Andererseits wird vom Prinzip der kleinen Schritte aber auch oft angenommen, daß es bei der historischen Entwicklung selbst wirksam ist (vgl. Paul 1886, 18: „Bei jeder Veränderung kann nur ein kurzer schritt getan werden.“). Dieses Prinzip setzt einen Begriff der semantischen Nähe zwischen Verwendungsweisen voraus oder, historisch gewendet, eine Theorie der leichten Übergänge. Obwohl in der Literatur oft problemlos angenommen wird, daß ein bestimmter Übergang „leicht möglich“ ist, ist die Theorie der leichten Übergänge noch wenig entwickelt. Auf der Verstehensseite würde dem zumindest partiell eine Theorie der leicht aufzulösenden Implikaturen entsprechen. Kleine Schritte im Sinne dieser Konzeption könnte man folgendermaßen beschreiben:

- (i) Ein kleiner Schritt ergibt sich aufgrund einer Veränderung des für eine Sprechergemeinschaft gültigen relevanten *gemeinsamen Wissens* quasi von selbst.
- (ii) Ein Schritt ist klein, wenn in einer bestimmten Sprechersituation für eine Neuerung relevantes gemeinsames Wissen kommunikationshistorisch aufgebaut worden ist (eine ad-hoc-Metapher, elliptische Äußerungsformen, vgl. Wellander 1917).
- (iii) Ein Schritt ist klein, wenn es für ihn *Präzedenzen* gibt. Wenn z. B. in einer bestimmten Sprechergruppe schon Fälle von Wettermetaphorik für die soziale Atmosphäre bekannt sind, liegt eine neue Wettermetapher nahe und wird auch leicht verstanden (*ein eisiger Empfang*). Derartige Präzedenzen können z. B. auch in Verwendungen bedeutungsverwandter Ausdrücke anderer Sprachen bestehen. In diesem Fall haben wir eine sog. *Lehn-*

bedeutung (vgl. dt. *Geschmack*, frz. *goût*, it. *gusto*; vgl. Sperber 1923, 15).

- (iv) Ein Schritt ist klein, wenn er sich auf (möglicherweise universelle) kognitive Zusammenhänge stützen kann, etwa auf Zusammenhänge zwischen der Wahrnehmung von Menge und räumlicher Ausdehnung, von Raum und Zeit, von Körper und Geist.

Verwendungen dieser Art haben nicht nur deshalb eine gute Chance, als neue Varianten ins Spiel zu kommen, weil sie dem Sprecher nahe liegen, sondern auch deshalb, weil der Sprecher bei der Kalkulation des gemeinsamen Wissens damit rechnen kann, daß diese Verwendungen dem Hörer keine Verstehensprobleme bereiten, und weil sie tatsächlich dem Hörer keine Verstehensprobleme bereiten.

3.2. Aufnahme und Verbreitung von Neuerungen

Der erste Schritt im Leben einer erfolgreichen neuen Variante ist der, daß sie vom Kommunikationspartner verstanden wird — oder doch eine sinnvolle Deutung erhält. Zumeist passiert das Verstehen spontan in der Fülle des gemeinsamen Wissens. Aktive Deutungshandlungen sind gerade bei den erwähnten kleinschrittigen Neuerungen zumeist nicht nötig. Weiterhin kann man annehmen, daß diejenigen Neuerungen erfolgreich sind, die eine nützliche Funktion haben. Welche Funktion sie erfüllen, sieht man oft erst post festum. Die Funktion muß nicht der Grund für die Neuerung gewesen sein. Aber sie kann der Grund dafür sein, daß ein anderer Sprecher die Neuerung aufnimmt und weiterverwendet.

Aus der ungeheueren Vielfalt der täglich produzierten Gebrauchsvarianten sprachlicher Ausdrücke werden nur wenige in den Gebrauch größerer Sprechergruppen aufgenommen und weitertradiert. Ältere Autoren haben dieses Phänomen metaphorisch beschrieben als die unzähligen tastenden Versuche der Sprache, geeignete Neuerungen zu finden (z. B. Bréal 1897, 7). Unter *evolutionärer Perspektive* sind nun nicht nur die erfolgreichen Varianten von Interesse, sondern der ganze Prozeß der Entstehung und Selektion von Varianten, d. h. auch die nicht-selegierten Varianten, die uns in historischen Texten möglicherweise als idiosynkratische Verwendungen auffallen, und die manchmal langandauernde Konkurrenz von Verwendungsweisen unterschiedlicher Ausdrücke. (Man denke an die jahrhundertelange Konkurrenz mancher Verwendungsweisen von *können* und *mögen* im Deutschen.)

Die Gründe für den Erfolg einer Neuerung

sind vielfältig. Als eine kleine Auswahl von Gründen ließe sich nennen:

- (i) Die betreffende Verwendung des Ausdrucks spielt eine wichtige Rolle in einem für eine Sprechergruppe zentralen Thema.
- (ii) Das für diese Verwendung vorausgesetzte gemeinsame Wissen ist gut etabliert.
- (iii) Die Verwendung entspricht kommunikativen Prinzipien wie dem der Originalität oder der Genauigkeit.
- (iv) Die Verwendung hat hervortretende semantische Beziehungen zum Gebrauch anderer Ausdrücke.

Unter den nützlichen Funktionen, die eine bestimmte Neuerung für die einzelne Sprecherin haben kann, könnte man als Beispiele erwähnen: der Sprecher kann mit dieser Verwendung (a) eindeutig auf einen Gegenstand bezug nehmen, für den es bisher keine geeignete Kennzeichnung gab, (b) seine Kompetenz in einem bestimmten Sachbereich zeigen, (c) seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe demonstrieren, (d) einen Ausdruck vermeiden, der negativ bewertet ist.

Bei empirischen Untersuchungen der Aufnahme von Neuerungen müßte man versuchen, möglichst gute Indizien dafür zu finden, welche Gründe tatsächlich relevant werden. In diesem Bereich ist die Wissenschaft derzeit in der unerfreulichen Lage, daß unser Alltagswissen viel differenzierter ist als unser wissenschaftlicher Kenntnisstand. Hier könnte man mit Methoden wie Tagebuch-Panels („*Semantisches Tagebuch*“) weiterkommen, für die es erste Erprobungen gibt. Methodische Probleme gibt es natürlich in all den Fällen, wo die Aufnahme einer Neuerung unreflektiert geschieht.

Auch bei der Verbreitung von Neuerungen spielen die eben erwähnten Gründe und Intentionen der Sprecher eine wichtige Rolle. Daneben gibt es aber einen anderen Aspekt, der im Bereich der historischen Semantik ebenfalls noch nicht gut erforscht ist, nämlich der Aspekt der *Verbreitungswege* und -mechanismen. Ein hoffnungsvolles Modell für die Verbreitung von Neuerungen durch persönlichen Kontakt ist das Konzept des „*social network*“, das im Bereich der Phonologie für Variations- und Verbreitungsstudien genutzt worden ist (vgl. Milroy 1980). Eine Anwendung der im Bereich der Phonologie entwickelten Methoden auf semantische Variations- und Verbreitungsstudien wäre dringend zu wünschen. Exemplarische Studien gibt es für die Verbreitung von Verwendungsweisen durch die Medien (z. B. in Jung 1994). Nützliche Ansätze zur weiteren Erforschung der Übergänge zwischen Experten- und Laiensprachgebrauch im le-

xikalischen Bereich bietet Wichter (1994). Als allgemeiner theoretischer Rahmen für Verbreitungsstudien, in den sich Network- und Medienverbreitungskonzepte einbinden lassen, könnte sich die invisible-hand-Theorie eignen. Diese zielt darauf, Strukturen — z. B. ein bestimmtes Verbreitungsmuster — als nicht-intendiertes kollektives Ergebnis von individuellen Handlungen zu erklären, die mit ganz anderen Intentionen gemacht werden (vgl. Keller 1990). Genau auf diese Art verläuft zumeist die Verbreitung von semantischen Neuerungen: als nicht-intendiertes Nebenprodukt alltäglicher kommunikativer Geschäfte.

3.3. Regularitäten des Bedeutungswandels

Seit den Zeiten der traditionellen Bedeutungslehre sind unterschiedliche Arten von Regularitäten beobachtet bzw. postuliert worden (vgl. Ullmann 1966). In Analogie zu den sog. Lautgesetzen der erfolgreichen Schwesterdisziplin Lautlehre wurde zur Zeit der Semasiologen nach den „Gesetzen des Bedeutungswandels“ gesucht. Heute sind es besonders die Vertreter einer kognitiven Semantik, die sich um die Formulierung von Generalisierungen bemühen, die als Indikatoren für kognitive Strukturen gelten und zur Erklärung von individuellen Neuerungen beitragen sollen. Die im Laufe der Forschungsgeschichte erwähnten Regularitäten sind relativ heterogen, so daß es sich lohnt, den Status verschiedener Typen kurz zu betrachten. Wir finden zunächst die Angabe allgemeiner Tendenzen, die sich nicht auf einzelne Ausdrücke oder Gruppen von Ausdrücken beschränken, z. B.:

- Sperbers Gesetz, daß „wenn zu einer bestimmten Zeit ein Vorstellungskomplex so stark affektbetont ist, daß er *ein* Wort aus den Grenzen seiner ursprünglichen Bedeutung hinaustreibt und es veranlaßt, eine neue Bedeutung anzunehmen, [...] mit Bestimmtheit zu erwarten [ist], daß derselbe Vorstellungskomplex auch andere ihm angehörige Ausdrücke zur Überschreitung ihrer Verwendungssphäre und damit zur Entwicklung neuer Bedeutungen treiben wird“ (Sperber 1923, 67),
- Bréals Gesetz der Bedeutungsdivergenzierung von Synonymen und sein Gegenstück, das Prinzip der Homonymenflucht,
- Meillet's Generalisierung, daß Ausdrücke bei der Übernahme aus einer Gruppensprache in die gruppenübergreifende Umgangssprache und bei der umgekehrten Übernahme ihre Bedeutung verändern (z. B. vulglat. *adripare* 'ans Ufer kommen' in der Sprache der Seeleute > frz. *arriver* 'ankommen' in der Umgangssprache).

Diese Angaben zu Tendenzen des Bedeutungs-

wandels bedürfen ihrerseits der Erklärung durch grundlegende Bedingungen und Prinzipien der Kommunikation. In vielen Fällen beruht das von Meillet beobachtete Phänomen auf dem Gefälle an gemeinsamem Wissen zwischen den Mitgliedern kleinerer Gruppen und den Benutzern der gruppenübergreifenden Umgangssprache. Dagegen beruhen Bréals Generalisierungen auf *Kommunikationsprinzipien* wie dem der Verständlichkeit oder dem der Effizienz. Bréal selbst spricht von einem „Deutlichkeitstrieb“. Die Tatsache, daß es sich hier um Anwendungen von Kommunikationsprinzipien handelt, macht auch verständlich, warum diese „Gesetze“ nicht immer gelten. Kommunikationsprinzipien kann man verletzen, vor allem dann, wenn es einen Konflikt zwischen verschiedenen Prinzipien gibt. — Die nächste Gruppe von Verallgemeinerungen bilden Angaben der Art, daß bestimmte Typen der Neuerung häufig zu belegen sind. Zu dieser Form der Generalisierung gehört die Feststellung des klassischen Kanons der Neuerungstypen (Metapher, Metonymie, Euphemismus etc.). Diese Art von Typisierung kann man zum Ausgangspunkt für eine Explikation der Struktur dieser kommunikativen Muster (metaphorisch reden etc.) nehmen. Dabei gewinnt man allgemeine Hinweise auf typische Bedingungen dieser Art der Sprachverwendung (z. B. spezifisches gemeinsames Wissen beim metaphorischen Reden, Kenntnis von Stereotypen bei pejorativen Verwendungen) und auf ihre typischen Funktionen. Diese allgemeinen Einsichten können bei der Deutung einer einzelnen Neuerung benutzt werden. — Spezifischer sind Generalisierungen zum Wortschatz bestimmter thematischer und funktionaler Bereiche. Schon Paul beobachtet die Übertragung von räumlichen auf zeitliche Kennzeichnungen und von räumlichen und zeitlichen auf kausale Kennzeichnungen („So werden namentlich bezeichnungen für räumliche und zeitliche verhältnisse zu bezeichnungen für causalverhältnisse ...“ Paul 1886, 82). „Gemütsbewegungen werden nach den sie begleitenden Reflexbewegungen bezeichnet. ... Mit Verdunkelung des ursprünglichen Sinnes werden solche Ausdrücke zu Bezeichnungen der Gemütsbewegung selbst, vgl. *sich sträuben*, *scheuen*, *staunen* (noch im 18. Jahrh. = „starr auf etwas hinsehen“), *erschrecken* (eigentlich „aufspringen“) ...“ Paul 1920, 99). Beobachtungen dieser Art stehen im Zentrum neuerer Arbeiten zur kognitiven Semantik. Auch Generalisierungen zu Formen der „Grammatikalisierung“, d. h. zur Entwicklung von Ausdrücken mit vollem lexikalischem Status zu Partikeln, Konjunktionen oder Auxiliaren (vgl. Traugott/König 1991), sind häufig von der

Suche nach kognitiven Strukturen motiviert. In diesen Bereich gehören auch Beobachtungen zu Tendenzen der „Subjektivierung“ in der Entwicklungsgeschichte von Modalverben (Traugott 1989). — Weniger weitreichend sind Hinweise zu *Parallelentwicklungen* in einem engen Kreis bedeutungsverwandter Ausdrücke. Beispiele dafür sind: Sterns Gesetz, daß alle Ausdrücke des Engl., die vor 1300 die Bedeutung ‘rapidly’ haben, einen Übergang zu ‘immediately’ zeigen, nicht aber diejenigen, die diese Bedeutung nach 1300 bekommen (Stern 1931), oder Meillet’s Beobachtung, daß im französischen Argot Verben, die im Sinne von *reinigen* verwendet werden (z. B. *polir* schon bei Villon), auch im Sinne von *stehlen* verwendet werden können (*fourbir, brunir, sorniller, nettoyer*; vgl. dt. *abstauben*; Meillet 1921, 247). Bei diesen Parallelentwicklungen scheint es sich um Beispiele für die Nutzung von Präzedenzen in einem bestimmten semantischen Bereich zu handeln (aus der Sicht der Wortfeldtheorie vgl. dazu Lehrer 1985). — Einen völlig anderen Status hat die folgende Gruppe von Generalisierungen. So ist behauptet worden, daß die Vorstellung des Schmerzes sich leicht mit der der Größe assoziiert, daß man leicht von der Vorstellung des Mitleids zu der der Zärtlichkeit übergeht bzw. daß der Begriff des Bemitleidenswerten leicht in denjenigen der Erbärmlichkeit oder Schlechtigkeit übergeht, daß von jeher der Begriff der Jugend in denjenigen der Dienstbarkeit übergehe und daß Wörter, welche soziale Abhängigkeit bezeichnen, gerne in die Bedeutung moralischer Gesunkenheit übergehen (Vendryes 1923, 242 f., Jaberg 1903, 42 ff., Schuchardt 1928, 146). Diese Generalisierungen stützen sich auf kulturspezifische Gemeinplätze, in denen eine gewisse Sichtweise von sozialen Zusammenhängen und Erfahrungen formuliert ist. Diese können dazu verwendet werden, jemandem Veränderungen der Bedeutung von Ausdrücken wie der von ahd. *sero* ‘schmerzlich’ zu nhd. *sehr*; von ags. *saelig* ‘glücklich’ zu engl. *silly* und von Ausdrücken wie *Knecht* und *Schalk* verständlich erscheinen zu lassen. Sie sind aber nicht historisch invariant und damit a fortiori keine Gesetze. Dabei deutet auch der Verweis auf Parallelentwicklungen in verschiedenen europäischen Sprachen weniger auf Universalität hin als auf die Gemeinsamkeit von *Stereotypen* in verwandten Kulturen. — Methodisch ist die Suche nach Regularitäten ein außerordentlich fruchtbares Verfahren. Man muß allerdings vermeiden, im Schwunge der Regularitäts-Entdeckerfreude die differenzierte Beschreibung der Einzelfälle zu vernachlässigen.

4. Desiderata

Es sollen an dieser Stelle keine Detail-Desiderata aufgelistet werden, die man in großer Zahl benennen könnte, von einer zusammenfassenden semantischen Entwicklungsgeschichte der Modalverben im Deutschen über eine Geschichte der sprechakt kennzeichnenden Verben bis hin zur historisch-semantischen Überprüfung von Hypothesen zu großen Sprachgebrauchstendenzen wie der Moralisierung, der Säkularisierung oder der Zivilisation. Stattdessen sollen einige allgemeinere Bemerkungen zur Theorie- und Methodenentwicklung angeschlossen werden. In der Theorieentwicklung ist vielleicht die Klärung der Grundlagen der historischen kognitiven Semantik (Bedeutungsbegriff, Erklärungsbegriff) und die Klärung der Zusammenhänge von kognitiver und handlungstheoretischer Semantik von besonderer Bedeutung. Im Methodeninventar der historischen Semantik fehlen eine Hermeneutik der Belege und eine Lehre von der Bestimmung von Verwendungsweisen (Lesarten) ebenso wie eine Begrifflichkeit für Formen und Stufen des Sich-Einspiels, der *Konventionalisierung* und der Standardisierung von Verwendungsweisen. Auch hierzu wären exemplarische Studien nötig. Völlig unterentwickelt ist die Erforschung der Verbreitungswege und -mechanismen für semantische Neuerungen. Hierzu müßten auch sozialwissenschaftliche Methoden wie die erwähnten Tagebuch-Panels weiter erprobt werden. Generell fehlt es noch an der Verbindung der Mikro- und der Makroperspektive in der historischen Semantik (vom einzelnen Sprecher über die social networks bis zur Sprechergemeinschaft der Umgangssprache). Wie schon erwähnt, ist die sog. *invisible-hand-Erklärung* ein Erklärungsmuster, das gerade auf diese Verbindung hin angelegt ist. Nachdem die Struktur dieses Theorietyps inzwischen gut beschrieben ist (Ullmann-Margalit 1978, Keller 1990), wäre es wünschenswert, sie an umfangreicherem historischem Material zu erproben. Trotz einer eindrucksvollen Forschungstradition der historischen Semantik sind immer noch Arbeiten Mangelware, die einen reflektierten bedeutungstheoretischen Standpunkt mit detaillierter philologisch-historischer Materialaufarbeitung verbinden. Derartige Arbeiten sollten corpusorientiert, an Textsorten- bzw. Kommunikationsformen orientiert und hypothesengeleitet vorgehen. Dabei könnten mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung auch quantitative Befunde genutzt werden, z. B. für die Untersuchung der Gebräuchlichkeit von Verwendungsweisen.

8. Literatur (in Auswahl)

Abraham, Werner, Futur-Typologie in den germanischen Sprachen. In: *Tempus — Aspekt — Modus. Die lexikalischen und grammatischen Formen in den germanischen Sprachen*. Hrsg. v. Werner Abraham/Theo Janssen. Tübingen 1989, 345—389.

Ders., The grammaticization of the German modal particles. In: *Approaches to grammaticalization*. Vol. II: Focus on types of grammatical markers. Ed. by Elizabeth Closs Traugott/Bernd Heine. Amsterdam/Philadelphia 1991, 331—380.

Anderson, Lloyd B., Evidentials, paths of change, and mental maps: Typologically regular asymmetries. In: *Evidentiality: The linguistic coding of epistemology*. Ed. by Wallace Chafe/Johanna Nichols. Norwood, N. J. 1986, 273—312.

Baldinger, Kurt, Le problème du changement du sens: nouvelles perspectives. In: *Actes de Langue Française et de Linguistique 2*, 1989, 3—26.

Bech, Gunnar, Grundzüge der semantischen Entwicklungsgeschichte der hochdeutschen Modalverba. In: *Historisk-filologiske meddelelser (Kongelige Danske Videnskabernes Selskab)* 32.6, 1951, 1—28.

Beckers, Hartmut, Neue Wege struktureller Semantikforschung auf dem Gebiet der älteren germanischen Sprachen. In: Ders./Hans Schwarz (Hrsg.), *Gedenkschrift für Jost Trier*. Köln/Wien 1975, 172—210.

Bréal, Michel, *Essai de sémantique. Science des significations*. Paris 1897.

Burger, Harald, Zeit und Ewigkeit. Studien zum Wortschatz der geistlichen Texte des Alt- und Frühmittelhochdeutschen. Berlin/New York 1972. (SLG 6).

Ders., Interjektionen. In: Horst Sitta (Hrsg.), *Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte*. Tübingen 1980, 53—69. (RGL 21).

Burkhardt, Armin, Vom Nutzen und Nachteil der Pragmatik für die diachrone Semantik. In: *Diachrone Semantik und Pragmatik. Untersuchungen zur Erklärung und Beschreibung des Sprachwandels*. Hrsg. v. Dietrich Busse. Tübingen 1991, 7—36. (RGL 113).

Ders., Abtönungspartikeln im Deutschen: Bedeutung und Genese. In: *ZGL* 22, 1994, 129—151.

Busse, Dietrich, *Historische Semantik. Analyse eines Programms*. Stuttgart 1987. (Sprache und Geschichte 13).

Ders., Konventionalisierungsstufen des Zeichengebrauchs als Ausgangspunkt semantischen Wandels. In: *Diachrone Semantik und Pragmatik. Untersuchungen zur Erklärung und Beschreibung des Sprachwandels*. Hrsg. v. Dietrich Busse. Tübingen 1991, 37—66.

Ders. (Hrsg.), *Diachrone Semantik und Pragmatik. Untersuchungen zur Erklärung und Beschreibung des Sprachwandels*. Tübingen 1991. (RGL 113).

Ders./Fritz Hermanns/Wolfgang Teubert (Hrsg.), *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*. Opladen 1994.

Bybee, Joan L./William Pagliuca, Cross-linguistic comparison and the development of grammatical mea-

ning. In: *Historical semantics, historical word-formation*. Ed. by Jacek Fisiak. Berlin/New York/Amsterdam 1985, 59—84.

Caillieux, Michel, Über das Klären von Begriffen. Bemerkungen über den Gebrauch von *Begriff*. In: *Sprachtheorie und Pragmatik*. Bd. 1. Hrsg. v. Heinrich Weber/Harald Weydt. Tübingen 1976, 347—356. (LA 31).

Cole, Peter, The synchronic and diachronic status of conversational implicature. In: *Syntax and Semantics*. Vol. 3: *Speech acts*. Ed. by Peter Cole/Jerry L. Morgan. New York/San Francisco/London 1975, 257—288.

Coseriu, Eugenio, Pour une sémantique diachronique structurale. In: *TLL* II.1, 1964, 139—186.

Darmesteter, Arsène, *La vie des mots étudiée dans leurs significations*. Paris 1887.

Fisiak, Jacek (ed.), *Historical semantics, historical word-formation*. Berlin/New York/Amsterdam 1985. (TLSM 29).

Frege, Gottlob, Über Sinn und Bedeutung. In: *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*, NF 100, 1892, 25—50. [Wieder in: Günther Patzig (Hrsg.), *Gottlob Frege. Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*. Göttingen 1962, 40—65. (Kleine Vandenhoeck-Reihe 144/145)].

Fritz, Gerd, *Bedeutungswandel im Deutschen. Neuere Methoden der diachronen Semantik*. Tübingen 1974. (GA 12).

Ders., Change of meaning and change of vocabulary. In: *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An international handbook of the science of language and society*. Ed. by Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier. 2nd vol. Berlin/New York 1988, 1614—1623. (HSK 5.2).

Ders., Deutsche Modalverben 1609: Epistemische Verwendungsweisen. Ein Beitrag zur Bedeutungsgeschichte der Modalverben im Deutschen. In: *PBB* 113, 1991, 28—52.

Ders., Metonymische Muster und Metaphernfamilien. Bemerkungen zur Struktur und Geschichte der Verwendungsweisen von *scharf*. In: *Der Gebrauch der Sprache. Festschrift für Franz Hundsnurscher zum 60. Geburtstag*. Hrsg. v. Götz Hindelang/Eckard Rolf/Werner Zillig. Münster 1995, 77—107.

Ders., *Historische Semantik*. Stuttgart 1997 (a).

Ders., *Historische Semantik der Modalverben: Problemskizze — Exemplarische Analysen — Forschungsüberblick*. In: *Untersuchungen zur semantischen Entwicklungsgeschichte der Modalverben im Deutschen*. Hrsg. v. Gerd Fritz/Thomas Gloning, Tübingen 1997, 1—158 (b).

Ders./Gloning, Thomas (Hrsg.), *Untersuchungen zur semantischen Entwicklungsgeschichte der Modalverben im Deutschen*. Tübingen 1997.

Geeraerts, Dirk, Prototype theory and diachronic semantics. A case study. In: *IF* 88, 1983, 1—32.

Ders., Cognitive restrictions on the structure of semantic change. In: *Historical semantics, historical word-formation*. Ed. by Jacek Fisiak. Berlin/New York/Amsterdam 1985, 127—155.

- Ders., Cognitive grammar and the history of lexical semantics. In: Topics in cognitive linguistics. Ed. by Brygida Rudzka-Ostyn. Amsterdam/Philadelphia 1988, 647—677.
- Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hrsg. v. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck. Bde. 1, 2, 4. Stuttgart 1972 ff.
- Gloning, Thomas, Bedeutung, Gebrauch und sprachliche Handlung. Ansätze und Probleme einer handlungstheoretischen Semantik aus linguistischer Sicht. Tübingen 1996.
- Goossens, Louis, CUNNAN CONNE(N), CAN: The development of a radial category. In: Diachrony within synchrony: Language history and cognition. Ed. by Günter Kellermann/Michael D. Morrissey. Frankfurt am Main/Berlin/Bern 1992, 377—394.
- Grice, Paul, Studies in the way of words. Cambridge, Mass./London 1989.
- Hentschel, Elke, Funktion und Geschichte deutscher Partikeln. *Ja, doch, halt, eben*. Tübingen 1986. (RGL 63).
- Heringer, Hans Jürgen, Praktische Semantik. Stuttgart 1974.
- Ders., De Saussure und die unsichtbare Hand. In: Cahiers Ferdinand de Saussure 39, 1985, 143—174.
- Ders., Ja, ja, die Partikeln! Können wir Partikelbedeutungen prototypisch erfassen? In: ZPSK 41, 1988, 730—754.
- Ders., Der Bedeutungswandel. In: Texte, Sätze, Wörter und Moneme. Festschrift für Klaus Heger. Hrsg. v. Susanne R. Anschütz. Heidelberg 1992, 275—282.
- Herrmanns, Fritz, Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand der historischen Semantik. In: Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Hrsg. v. Andreas Gardt/Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann. Tübingen 1995, 69—102. (RGL 156).
- Hundsnurscher, Franz, Semantische Untersuchung einiger mittelhochdeutscher Verben der Fortbewegung. In: 'Getempert und gemischt'. Festschrift für Wolfgang Mohr. Hrsg. v. Franz Hundsnurscher/Ulrich Müller. Göttingen 1972, 417—444. (GAG 65).
- Ders., Über den Zusammenhang des Gebrauchs der Wörter. Eine methodische Untersuchung anhand des deutschen Adjektivs GRÜN. In: Poetica 28, 1988, 75—103.
- Husserl, Edmund, Logische Untersuchungen. Zweiter Band. Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis. I. Tl. 2. Aufl. Halle 1913.
- Jaberg, Karl, Pejorative Bedeutungsentwicklung im Französischen mit Berücksichtigung allgemeiner Fragen der Semasiologie. In: ZrPh 25, 1901, 561—601; 27, 1903, 25—71; 29, 1905, 57—71.
- Jäger, Ludwig/Sabine Plum, Historisches Wörterbuch des deutschen Gefühlswortschatzes. In: Zur historischen Semantik des deutschen Gefühlswortschatzes. Aspekte, Probleme und Beispiele seiner lexikographischen Erfassung. Hrsg. v. Ludwig Jäger. Aachen 1988, 5—51.
- Jung, Matthias, Öffentlichkeit und Sprachwandel. Zur Geschichte des Diskurses über die Atomenergie. Opladen 1994.
- Katz, Jerold J./Jerry A. Fodor, The structure of a semantic theory. In: Language 39, 1963, 170—210.
- Keller, Rudi, Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen 1990. (UTB 1576).
- Ders., Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens. Tübingen 1995. (UTB 1849).
- Keller-Bauer, Friedrich, Metaphorisches Verstehen. Eine linguistische Rekonstruktion metaphorischer Kommunikation. Tübingen 1984.
- Kellermann, Günter/Michael D. Morrissey (eds.), Diachrony within synchrony: Language history and cognition. Frankfurt am Main/Berlin/Bern 1992. (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft Bd. 14).
- Koch, Peter, Semantische Valenz, Polysemie und Bedeutungswandel bei romanischen Verben. In: Conexiones Romanicae. Dependenz und Valenz in romanischen Sprachen. Hrsg. v. Peter Koch/Thomas Krefeld. Tübingen 1991, 279—306.
- König, Ekkehard/Elizabeth Closs Traugott, Pragmatic strengthening and semantic change: The conventionalizing of conversational implicature. In: Understanding the lexicon: Meaning, sense and world knowledge in lexicals semantics. Ed. by Werner Hülsen/Rainer Schulze. Tübingen 1988, 110—124.
- Koselleck, Reinhart (Hrsg.), Historische Semantik und Begriffsgeschichte. Stuttgart 1979. (Sprache und Geschichte 1).
- Kronasser, Heinz, Handbuch der Semasiologie. Kurze Einführung in die Geschichte, Probleme und Terminologie der Bedeutungslehre. Heidelberg 1952.
- Lehrer, Adrienne, The influence of semantic fields on semantic change. In: Historical semantics, historical word-formation. Ed. by Jacek Fisiak. Berlin/New York/Amsterdam 1985, 283—296.
- Leumann, Manu, Zum Mechanismus des Bedeutungswandels. In: IF 45, 1927, 105—118.
- Meillet, Antoine, Comment les mots changent de sens. In: Année Sociologique 1905/1906. Wieder in: Meillet, Antoine, Linguistique historique et linguistique générale. Bd. I. Paris 1921, 230—271.
- Milroy, Lesley, Language and social networks. Oxford 1980.
- Nerlich, Brigitte, Semantic theories in Europe 1830—1930. From etymology to contextuality. Amsterdam/Philadelphia 1992. (Amsterdam studies in the theory and history of linguistic science Vol. 59).
- Dies./David D. Clarke, A dynamic model of semantic change. In: Journal of Literary Semantics XVII, 1988, 73—90.
- Nyrop, Kristoffer, Das Leben der Wörter. Autorisierte Übers. aus dem Dänischen v. Robert Vogt. Leipzig 1903.

- Oksaar, Els, *Semantische Studien im Sinnbereich der Schnelligkeit. Plötzlich, schnell und ihre Synonymik im Deutsch der Gegenwart und des Früh-, Hoch- und Spätmittelalters*. Stockholm 1958. (SGF 2).
- Paul, Hermann, *Principien der Sprachgeschichte*. 2. Aufl. Halle 1886. 5. Aufl. Halle 1920.
- Ders., *Ueber die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Wörterbuch*. In: *SbBayA*, 1894. München 1895, 53—91.
- Quine, Willard Van Orman, *Two dogmas of empiricism*. In: *Philosophical Review* 60, 1951, 20—43.
- Reisig, Karl, *Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft*. Hrsg. v. Friedrich Haase. Leipzig 1839.
- Rosch, Eleanor/Carolyn B. Mervis, *Family resemblances: Studies in the internal structure of categories*. In: *Cognitive Psychology* 7, 1975, 573—605.
- Schiffer, Stephen, *Meaning*. Oxford 1972.
- Schmitter, Peter, *Das sprachliche Zeichen. Studien zur Zeichen- und Bedeutungstheorie in der griechischen Antike sowie im 19. und 20. Jahrhundert*. Münster 1987.
- Hugo Schuchardt-Brevier. *Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Zusammengestellt und eingeleitet von Leo Spitzer. 2., erw. Aufl. Halle 1928.
- Seiffert, Leslie, *Wortfeldtheorie und Strukturalismus. Studien zum Sprachgebrauch Freidanks*. Stuttgart/Berlin/Köln 1968. (Studien zu Poetik und Geschichte der Literatur 4).
- Sornig, Karl, *Lexical innovation. A study of slang, colloquialisms and casual speech*. Amsterdam 1981. (Pragmatics & Beyond II: 5).
- Sperber, Hans, *Einführung in die Bedeutungslehre*. Bonn 1923.
- Spitzer, Leo, *Essays in historical semantics*. New York 1948.
- Stanforth, Anthony, *Die Bezeichnungen für 'groß', 'klein', 'viel' und 'wenig' im Bereich der Germania*. Marburg 1967. (MBG 20).
- Stern, Gustaf, *Meaning and change of meaning. With special reference to the English language*. Göteborg 1931. (Göteborgs Högskolas Årsskrift 38.1).
- Stöcklein, Johann, *Bedeutungswandel der Wörter. Seine Entstehung und Entwicklung*. München 1898.
- Strecker, Bruno, *Rules and the dynamics of language*. In: *Linguistic dynamics. Discourses, procedures and evolution*. Ed. by Thomas T. Ballmer. Berlin/New York 1985, 238—250.
- Sweetser, Eve, *From etymology to pragmatics. Metaphorical and cultural aspects of semantic structure*. Cambridge 1990. (Cambridge studies in linguistics 54).
- Traugott, Elizabeth Closs, *On regularity in semantic change*. In: *Journal of Literary Semantics* XIV, 1985, 155—173.
- Dies., *On the rise of epistemic meanings in English: an example of subjectification in semantic change*. *Language* 85, 1989, 31—55.
- Dies./Ekkehard König, *The semantics-pragmatics of grammaticalization revisited*. In: *Approaches to grammaticalization*. Vol. I: Focus on theoretical and methodological issues. Ed. by Elizabeth Closs Traugott/Bernd Heine. Amsterdam/Philadelphia 1991, 189—218.
- Trier, Jost, *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Die Geschichte eines sprachlichen Feldes*. Bd. 1. *Von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts*. Heidelberg 1931. (GB Abt. 2, 31).
- Ullmann, Stephen, *The principles of semantics*. 2nd ed. Glasgow 1957. (Glasgow University Publications 84).
- Ders., *Semantic universals*. In: *Universals of language*. Ed. by Joseph H. Greenberg. 2nd ed. Cambridge, Mass./London 1966, 217—262.
- Ullmann-Margalit, Edna, *Invisible-hand explanations*. In: *Synthese* 39, 1978, 263—291.
- Vendryes, J., *Le Langage. Introduction linguistique à l'histoire*. Paris 1923.
- Wegener, Philipp, *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens*. Halle 1885.
- Weisgerber, Leo, *Die Bedeutungslehre: ein Irrweg der Sprachwissenschaft?* In: *GRM* 15, 1927, 161—183.
- Wellander, Erik, *Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen*. 3 Tle. Uppsala Universitets Årsskrift 1917. 1923. 1928.
- Wellmann, Hans, *Historische Semantik 1968—1973*. In: *WW* 24, 1974, 194—213 und 268—285.
- Whitney, William Dwight, *Leben und Wachstum der Sprache*. Übers. v. August Leskien. Leipzig 1876.
- Wichter, Sigurd, *Experten- und Laienwortschätze. Umriß einer Lexikologie der Vertikalität*. Tübingen 1994. (RGL 144).
- Wierzbicka, Anna, *Semantic primitives across languages: A critical review*. In: *Semantic and lexical universals. Theory and empirical findings*. Ed. by Cliff Goddard/Anna Wierzbicka. Amsterdam/Philadelphia 1994, 445—500.
- Wittgenstein, Ludwig, *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt 1967.
- Wundt, Wilhelm, *Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte*. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1904.

Gerd Fritz, Gießen